

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Februar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 20.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Gel. N. 11. VI. 70.

(Fortsetzung.)

XVII. Allerlei Freunde.

Die „allerlei Freunde“ bildeten einen weiteren und einen engeren Kreis. Der engere Kreis war eine Siebenzahl und bestand aus folgenden Personen: Graf Drosselstein auf Hohen-Bieslar, Präsident von Krach auf Bingenwalde, Generalmajor von Bamme auf Dunitzdorf, Baron von Pehlemann auf Wüschewier, Domherr von Medewig auf Alt-Medewig, Hauptmann von Ruge auf Frohagen, Dr. Faulstich in Kirch-Görig.

Die vornehmste Erscheinung in Schloß Guse, zugleich dem Hirtel am längsten angehörig, war Graf Drosselstein. In Königsberg geboren, in dessen Nähe auch die Familiengüter lagen, war er, trotzdem er die Provinz gewechselt hatte, ein vollkommener Repräsentant des ostpreussischen Adels. Dieser Adel, dem Hofe und dem „Dienste“ fernere stehend, hatte freilich — wenigstens damals noch — darauf verzichten müssen, seinen Namen gleich ruhmreich wie die märkisch-pommerschen Familien in unsere bis dahin wenig mehr als eine Reihe von Schlachten darstellende Geschichte einzutragen, aber was ihm dadurch an Volkshüchlichkeit und historischem Klang verloren gegangen war, war wieder aufgewogen worden durch das Bewußtsein gewahrter Unabhängigkeit. Weniger ein- und untergeordnet in das Räderwerk des militärisch-bureaucratischen Staates, hatte sich ganz Ostpreußen und besonders sein Adel — im Einzelnen zu seinem Nachtheil, im Ganzen zu seinem Vorzug — eine ausgesprochene provinzielle Eigenthümlichkeit zu bewahren gewohnt.

Der Graf hatte nur kurze Zeit dem Staate gedient. Mit zwanzig Jahren in das erste Bataillon Garde tretend, aber schon nach Ablauf eines Jahres, gesundheitshalber, den Abschied nehmend, war er froh gewesen, den Anblick des Potsdamer Erzzerplatzes mit dem der Marine von Nizza vertauschen zu können. Wieder hergestellt, durchzog er Italien, lebte, ganz dem Studium der Kunst hingegeben, erst in Rom, dann in Paris, und beschloß seine „große Tour“ durch einen Ausflug nach Holland und England.

Er war Ausgangs der Dreißig, als ihn, um 1788, Ja-

milienangelegenheiten an den Petersburger Hof führten. Hier machte er die Bekanntschaft einer Komtesse Lieben, die ihn durch ihre durchsichtige Abasterichönheit in demselben Augenblicke gefangen nahm, in dem er sie sah. Seine Werbung wurde nicht zurückgewiesen; die Kaiserin selbst beglückwünschte das schöne Paar, das sich, unmittelbar nach der mit großer Pracht und unter Theilnahme des Petersburger Hofadels gefeierten Vermählung, auf die ostpreussischen Güter des Grafen zurückzog.

Aber das stille Glück der Hüttenwochen erschien der jungen Gräfin bald zu still. Sie sehnte sich nach dem zerstreuten Leben der „Gesellschaft“ und da weder die politischen Verhältnisse noch die Gesinnungen des Grafen ein erneutes Auftreten am russischen Hofe — das die junge Gräfin allerdings am liebsten gesehen haben würde — ausführbar erscheinen ließen, so wurde die Ueberfiedelung nach Hohen-Bieslar, einem ursprünglich den märkischen Drosselsteins zugehörigem Gute, das erst vor zwei oder drei Jahren an die ostpreussische Linie gekommen war, beschlossen.

Von Hohen-Bieslar aus ermöglichte sich ein verhältnismäßig leichter Verkehr mit der Hauptstadt, wo das Hofleben, das während der friederizianischen Zeit beinahe völlig geruht hatte, eben damals einen neuen Aufschwung zu nehmen begann. Es war nicht Petersburg, aber es war doch Berlin. Die junge Gräfin, wiewohl zeitweise von einem halb ermüdeten halb zerstreuten Ausdruck, als ob ihre Seele nach etwas Fernem und Verlorenem suche, gab sich nichtsdestoweniger den Zerstreungen ohne Rückhalt hin. Sie galt für glücklich; sie schien es auch. Aber der durchsichtige Abastererteint hatte nichts Gutes bedeutet; ein Blutsurz überraschte sie kurz vor einer Opernhausvorstellung; eine Abzehrung folgte, sie starb vor Ausgang des Winters.

Der Graf war wie niedergeworfen. Er mied auf lange Zeit hin jeden Umgang; selbst in Schloß Guse, wo er damals schon verkehrte, blieb er aus. Als er wieder in der Gesellschaft erschien, war seine Selbstbeherrschung vollkommen; aber er

hatte jenen lebemannischen Frohsinn und die gesprächige Heiterkeit eingeblüht, die ihn früher ausgezeichnet hatten. Er lachte nicht mehr. Er hatte nur noch das Lächeln derer, die mit dem Leben abgeschlossen haben. Hier und dort hieß es, daß es nicht der Tod der jungen Gräfin allein sei, der diesen Wandel in seinem Wesen geschaffen habe. Er wandte sich großen Bauten zu; besonders waren es Parkanlagen, die ihn zu streifen begannen. Hohen-Ziesar bot ein gutes Material, und so entstand im Geismad jener Zeit eine köstliche Schöpfung, die, während selbstverständlich alles an miniature war, doch zugleich als eine große in Stein und Erde ausgeführte Alpenreliefkarte gelten konnte. Granitblöcke wurden zu irgend einem Rigi aufgetürmt, über den Grat des Gebirges liefen zwei Pässe, die nach Altort oder Rüstnacht führten, während ein aus unsichtbaren Quellen gespeister See einen fataraktreichen Bergstrom in die Tiefe schickte. Sennhütten und Matten lösten sich unter einander ab; zu Füßen dieser Künsteleien aber, in das wirkliche Oberbruch übergehend, dehnte sich eine reizende Flachlandschenerie mit Feld und Wiesen, mit Kuh, Bach und Bräuden und einem stillen weidenumstandenen Teich, dessen japanisches Zinelhäuschen die Schwäne umzogen.

An der Herstellung dieses Parkes nahm unsere Guser Gräfin, die sich zu allem Rococohaften hingezogen fühlte, den regsten Antheil. Der Verkehr wuchs, Briefe wurden gewechselt, Konferenzen abgehalten, deren endliches Resultat nicht nur der Aufbau der Hohen-Ziesarschen „Schweiz“, sondern auch die Etablierung einer Freundschaft war, die sich seitdem, namentlich von Seiten der Gräfin, zu einer wirklichen, über Laune und Zerstreuungsbedürfnis weit hinausgehenden Intimität gesteigert hatte.

Dies konnte kaum ausbleiben. Denn so gewiß die Gräfin am Aparten hing, so wenig sie der Originalfiguren ihres Zirkels entzathen mochte, so sehr empfand sie doch auch, was der Mehrzahl derselben fehlte: Schliff, Bildung, Ton, vor allem jegliches Verständniß für Kunst und Schönheit. All dies besaß der Graf. Er hatte nicht nur die Höhe der Rheinsberger Gesellschaft, er übertraf dieselbe sogar durch jenes nachhaltig wirkende Ansehen, das allein aus Selbstsuchtlosigkeit und reinem Wandel spricht.

Ein bestimmtes Ereigniß gab der schon gefestigten Freundschaft ein neues Band. Der Graf nahm Veranlassung, die Gräfin ins Geheimniß zu ziehen; er erzählte ihr die Geschichte vom Hinscheiden seiner Frau, auch von dem, was diesem Hinscheiden unmittelbar vorausgegangen war. Es war das Folgende. Die junge Gräfin, nach einem heftigen Hustenanfall, schien in einen Zustand tiefen Schlummers zu verfallen, auch der Graf, ermüdet von tagelangem Wachen, schlief in seinem Lehnstuhl ein. Es war spät, nur eine Schirmlampe brannte. Als er erwachte, bemerkte er, daß die Kranke aufgestanden war und sich der Thüre eines Wandschrankes näherte. Eine leibhaftige Schwere, zugleich ein dunkles Gefühl, daß er die Kranke in ihrem Thun nicht stören dürfe, hielten ihn in seinem Lehnstuhl fest. Er sah nun, daß sie zunächst ein Kästchen aus dem Schrank, dann aus einem verborgenen Fach des Kästchens eine Anzahl Briefe nahm, die mit einer rothen Schnur zusammen gebunden waren. Sie schritt wieder zurück, an ihm vorbei, glaubte sich zu überzeugen, daß er schlafe, und trat dann an den Kamin. Sie berührte die Briefe mit den Lippen, löste die Schnur und warf dann jeden einzelnen Brief vorsichtig, damit die Flamme nicht zu hell aufschlüge, in das halb erloschene Feuer. Als alles verglimmt war, kehrte sie an ihr Lager zurück, hüllte sich in die Decken und athmete hoch auf, wie befreit von einer bangen Last. Es war ihr letztes Thun. Ehe der Morgen kam, war sie nicht mehr. Welch ein Tag für den Ueberlebenden! Er hatte sich geliebt geglaubt; nun war alles Wahn und Traum! Wessen Hand hatte die Briefe geschrieben, die die Empfängerin bis zuletzt wie ein Allerheuerstes gehegt hatte? Er frug es immer wieder; aber keine Antwort. Das Geheimniß war bei der Todten und der Aiche im Kamin.

So hatte der Graf erzählt. Die Erzählung selbst aber, wie schon angedeutet, besiegelte die Freundschaft, die von jenem

Tage an unauslöschlich zwischen dem Wittvergrafen auf Hohen-Ziesar und der Gräfinwitwe auf Schloß Guse bestand.

Dem Grafen im Range am nächsten stand Präsident v. Krach, ein Mann von Gaben und Charakter. Er galt als ein bedeutender Jurist, hatte durch hartnäckige Opposition den Zorn des großen Königs herausgefodert und seinerseits, in tiefer Verstimmung über die bei dieser Gelegenheit erfahrene Unbill, sich nach Bingenwalde zurückgezogen. Er war hager, groß, scharf, wenig leidlich. Sein hervorstechender Zug war der Geiz. Er beanspruchte jede Rechnung und bezahlte sie, nach dem Grundsatz: „Zeit gewonnen, Hinz gewonnen“, immer erst nach eingeleitetem prozessualischen Verfahren. Die Betroffenen spotteten, daß es aus alter Anhänglichkeit an die Gerichte geschähe, zu denen sich sein juristisches Paragrafenherz doch immer wieder hingezogen fühlte. Am größten, wie alle Geizigen, war er im Kleinen. So hieß es, daß er „im König von Portugal“, in dem er, so oft ihn Geschäfte nach Berlin riefen, abzustiegen pflegte, bei zwölf Grad Kälte eine „Viertelportion Heizung“ bestellt habe. Eines besonderen Rufes genossen auch seine Diners, die, wie wohl alljährlich nur einmal wiederkehrend, ein wahres Schredniß der gesamten Oberbruch-Kristokratie bildeten. Einzig und allein der alte Bamme — den seine Trinkgelber und Cordial-equivoken zum Liebling aller als Livredienner eingeleiteten Kutscher und Gärtner machten — hatte sich bisher unter Anwendung von Flaschenescamotage diesem Schredniß zu entziehen gewußt, so daß beispielsweise Baron Pehlemann auf das ernsthafteste versicherte: „Nie, während sämtlicher Krachscher Diners, sei seitens des „Generals“ ein Tropfen anderen Weines als aus seinem eignen, Bammeschen Keller getrunken worden.“ Bamme selbst, ohnehin von einer beinahe krankhaften Neigung erfüllt, sein Huzarenthum coote quo cooto zur Geltung zu bringen, ließ sich solche Huldigungen gern gefallen, ermangete aber andererseits nie, natürlich nur zu Gunsten neuer Malicen gegen Krach, seinen Schlauchtriumph über diesen entschiedenen in Abrede zu stellen. Krach, so schwur er, sei viel zu scharf, um getäuscht werden zu können; er habe den Criminal- und Inquisitorialblick einer dreißigjährigen Praxis, er sehe alles, er wisse alles; aber freilich er schweige auch, weil er bei kleinem Kerger die großen Vortheile der Situation sofort überblicke und in Wahrheit nur von einer Frage bestimmt werde: „warum sind sie nicht alle Bammes?“

Die Gräfin, persönlich von großer Freigebigkeit, nahm wenig Anstoß an diesem Geiz. Sie hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß das gegen sich selbst und andere gleich erbarmungslose Sparen den Körper fest und zah, den Geist scharf und schneidig mache, vor allem auch der Ausbildung von Originalen günstig sei, freilich keiner angenehmen. Aber darauf kam es ihr nicht an. Was schließlich den Ausschlag zu Gunsten Krachs gab, war, daß auch der Prinz einen starken Hang zum Dekonomisiren gehabt hatte.

Die dritte Figur des Kreises war der schon mehrgenannte Generalmajor v. Bamme, oder der „General“, wie er kurzweg in Schloß Guse genannt wurde, ein kleiner, sehr häßlicher Mann mit vorstehenden Backenknochen und Beinen wie ein Rococotisch; die ganze Erscheinung huzarenhaft, aber doch noch mehr Kalmüd als Huzar.

Er gehörte einem alten haveländischen Geschlechte an, Haus Bamme bei Rathenow, das mit ihm erlosch. Die Wahrheit zu gestehen, erlosch nicht viel damit. Seine eigene Jugend war hingewartet worden; wunderbare Geschichten gingen davon um. Ein adliges Fräulein, das sich von ihm geliebt glaubte, Tochter eines Nachbarn, hatte er in Unehre gebracht; den Bruder, der auf Eheschließung drang, jagte er vom Hofe. Das Mädchen selbst, übrigens im Hause der Eltern bleibend, wurde irrsinnig.

Ein Jahr später starb der alte Bamme; Vater und Sohn waren einander werth gewesen. Sie setzten des Alten Sarg auf eine Gruftverenkung, und neben den Sarg, eine Fackel in der Hand, stellte sich der Sohn. Er trug die rothe Uniform des Huzarenregiments Pieten; die kleine Kirche war schwarz ausgeschlagen. In dem Augenblicke, in dem der Sarg niederstieg, rief die Irtsinnige, die sich auf dem Orgel-

chor verdeckt hatte: „Seht, nun fährt er in die Hölle.“ Alles entsetzte sich; nur der, an den sie die Worte gerichtet hatte, lächelte. Er war übrigens ein ausgezeichnete Soldat, das hielt ihn.

Als er nach dem Basler Frieden, der ihn wurmte, seinen Abschied nahm, zog er aus dem Savellande ins Oberbrud und kaufte sich in der Nähe von Schloß Guse an. Die Groß-Dürisdorfer hatten sich wenig über ihn zu beklagen. Er setzte zwar das alte Leben fort; aber die Oberbruder, selber nicht diffizil, legten ihm durch Mißbilligung keinen Zwang auf. Sein Geschmaack wurde immer wunderlicher. Starb wer Junges im Dorf, Burich oder Mädchen, so ließ er ein großes Begräbniß anrichten, vorausgesetzt, daß die Leidtragenden ihre Zustimmung gaben, die Leiche zu schminken und in einem mit vielen Lichtern geschmückten Sarg aufzubahren. Dann stellte er sich zu Füßen, rauchte aus einem Meerischaumkopf und sah, halb-zugekniffenen Auges, die Leiche eine halbe Stunde lang an. Was dabei durch seine Seele ging, wußte niemand. Er galt für einen Lächerbold, auch noch für Schlimmeres; indessen er war General, mächtig und soldatisch vom Wirbel bis zur Zeh, und von einem humoristisch verwegenen Muth. Erst vor drei Jahren hatte sein letztes Rencontre stattgefunden. Die Veranlassung war ganz in seiner Art. Eine Scheune auf einem Nachbargute brannte nieder; Bamme, der den Besizer nicht leiden konnte, sagte bei offener Tafel: „Hochverschickte Scheunen brennen immer ab.“ Er sollte zurücknehmen. Statt dessen maß er seinen Gegner und krähte nur: „Jede Feuer-Versicherung sagt dasselbe.“ Nun kam es zum Duell; Hauptmann von Ruhe sekundirte. Der Beleidigte schoß Bammen den rechten Ohrzipfel samt dem kleinen goldenen Ohrring weg, den er „Rheumatismus halber“ trug. Er ließ sich nun einen neuen Ring durch die stehengebliebene Ohrhälfte ziehen, und sah seitdem scurriler aus denn je.

Eine gewisse Schelmerei, wie zugestanden werden muß, söhnte manchen seiner Gegner mit ihm aus; dazu kam, daß er sich gab wie er war, und sein eigenes Leben rückhaltlos in den pikantesten Anekdoten aufdeckte. Seine geistigen Bedürfnisse bestanden in necken, spotten und mystifizieren, weshalb er, wie kein zweiter, von allen Sammlern und Alterthumsforschern in Varnin und Lebus gefürchtet war. Um seine Tüde besser üben zu können, war er Mitglied der Gesellschaft für Alterthumskunde geworden. Feuersteinwaffen, bronzene Götzenbilder und veräugerte Topfscherben ließ er ansiehn und verheiden, wie man Otiereer verdeckt, und war über die Massen froh, wenn man die „großen Kinder“ zu suchen und die Perioden zu bestimmen angingen. Turganz, wie sich denken läßt, zog den möglichsten Nutzen aus diesen Mystifikationen, und jedesmal, wenn Seidentopf etwas Ugermanisches aufgefunden haben und zum letzten Streiche gegen den zurückgebrängten Justizrath ausholen wollte, pflegte dieser wie von ungefähr hinzuwerfen: „wenn nur nicht etwa Bamme...“ ein Satz, der nie beendet wurde, weil schon die Einleitung desselben zur vollständigen Verwirrung des Gegners ausreichte.

Alles in allem war der „General“ eine Lieblingsfigur auf Schloß Guse, auch der Hecht im Karpfenteich. Die Gefahren und Unbequemlichkeiten, die sich daraus ergaben, wurden durch das frische Leben, das er brachte, wieder aufgewogen. Es kam nicht in Betracht, daß er über Sittlichkeit seine eigenen Ansichten hatte. Man ließ dies gehen. Die Gräfin schlug jede Kritik darüber mit der Bemerkung nieder: „l'immoralité ouverte, c'est la seule garantie contre l'hypocrisie.“

Nur den Wigewiges, alt und jung, war mit solcher Bemerkung nicht beizukommen; sie verhartete, bei äußerlich leidlicher Stellung zu dem alten Schabernack, in ihrer Abneigung gegen ihn, und Berndt pflegte zu sagen: „Bamme und Hoppenmarielen, das hält' ein Paar gegeben!“

Neben Bamme, zugleich als sein natürlicher Gegensatz, stand Baron Pehlemann, die vierte Figur der Guser Kreises. Was Bamme an Muth zu viel hatte, hatte Pehlemann zu wenig. Daß er der Gräfin dadurch ein kaum geringeres Interesse einflößte, als durch sein encouragiertes Widerspiel, braucht nicht erst vermeldet zu werden, aber auch der Kreis selbst war

weit entfernt davon, dies Manco an Herzhaftigkeit ernstlich zu beanstanden. Am wenigsten die Militärs. Es läßt sich ähnliches auch heute noch beobachten. Alte Stubenhocker dringen beständig auf „Opfertod“; alte geschulte Soldaten aber, die aus fünfzig Schlachten her wissen, einerseits welche ein eigen und unsicher Ding der Muth ist, andererseits welche niedrige Organisation, welche bloßer wer weiß woher genommener Taumelzustand ausreicht, um ein Heldenthat gewöhnlichen Schlages zu verrichten, alle diese denken sehr ruhig über Bravourangelegenheiten und haben in der Regel längst aufgehört, alles was dahin gehört, in einem besonderen Glorionschein zu sehen. So kam es, daß Bamme und Pehlemann die besten Freunde waren. Natürlich fehlte es nicht an Hänseleien. Erst einige Wochen vor Beginn unierer Erzählung, hatte Pehlemann, der mitunter ein ihn plötzlich überkommendes Zutrauen zu sich selbst faßte, die Versicherung abgegeben: „seine Abneigung gegen Schußwaffen beruhe lediglich auf einer allzu feinen Organisation seines Ohres“, worauf von Seiten Bammes mit so viel Ernst wie möglich erwidert worden war: „Gewiß, dergleichen kommt vor; so lassen Sie uns, wie alte Korpsburichen, einen Gang auf trumme Säbel machen; das ist ein stilles Geschäft; Ihr Ohr bleibt unbelästigt. Höchstens han' ich es Ihnen ab.“ Solches Schrauben und Aufziehen war an der Tagesordnung, hörte aber keinen Augenblick das gute Einvernehmen, da der „Wuschewierer Baron“, wie er in der ganzen Umgegend hieß, bei aller sonstigen Grundverschiedenheit von Bamme, wenigstens eine gute Seite mit ihm gemein hatte: er war nicht empfindlich. Auch nicht als Dichter, wozu ihn, seinem eigenen Geständnisse nach, das Podagra gemacht hatte. Er wollte nämlich beobachtet haben, daß das Podagra seiner Muse jedesmal weiche, eine vertrauliche Mittheilung, die seitens des Guser Kreises zu folgendem Verle benützt worden war:

Cedo majori.

Als des Barones Podagra
Nun seine Muse kommen sah,
Erschrak es sehr und sagte: „ach,
Daneben bin ich doch zu schwach.“
Und packte schnell das Widrigkeit ein
Und ließ die beiden ganz allein.

Es hieß angeblich, Bamme habe diesen Vers gemacht; in Wahrheit wußte jeder, daß er von Dr. Faulstich herrühre, der immer bereit war, seine kleinen Piratenboote unter fremder Flagge segeln zu lassen.

Der fünfte des Kreises war der Kammerherr von Medewitz auf Alt-Medewitz, ein langweiliger, pedantischer Herr, sehr durchdrungen von der Bedeutung der Medewitze, trotzdem die Blätter der vaterländischen Geschichte den Namen derselben nirgends aufzeichneten. Seine Spezialität waren Erfindungen, in Betreff deren er, nach Art der Philosophen, nichts Großes und Kleines kannte. Er hatte für alles die gleiche Liebe. Svarheizung, luftdichter Fensterverschluß, Zertrömerung des Mauer-salpeters in Schaf- und Pferdeköhlen, künstliche Morchelsucht, das waren einige der Fragen, die seinen beständig auf Lösungen und Verbesserungen gerichteten Geist beschäftigten. Den Militärbehörden war er wohl bekannt durch seine mehrfach eingereichten Abhandlungen über erleichtertes Gepäcstragen und praktische Mantelrollung. Zinner mit beigefügter Zeichnung. Sein eigentliches Stedenpferd aber waren die Dosen. Er war ein Sammler, und man durfte füglich sagen, was Seidentopf für die Urnen war, das war von Medewitz für die Tabatiären und alles ihnen Anverwandte. In Bezug auf die friederizianische Zeit war seine Sammlung so gut wie komplett. Von der Mollwitzdose an, auf der der junge König am Gatterthor von Ohlau mit Flintenschüssen empfangen wurde, bis zur Hubertsburgdose, auf der ein Kurier mit einem wehenden Tuche, und dem Worte „Friede“ darauf, durch die Welt zog, hatte er sie alle, einzelne sogar doppelt.

So weit war alles gut. Er bequänte sich aber nicht mit der „stillen Dose“, er war vor allem auch ein leidenschaftlicher Verehrer jener damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden, in Gold und Schildpatt ausgeführten Miniaturleierkästen, die unter dem Namen der Spielboxen ihre Reise um die Welt gemacht haben. Solche mit Musik geladene Ueberfallwerkzeuge

führte von Medewitz beständig bei sich, und mit ihnen war es, daß er seine gesellschaftlichen Attentate verübte. Wie es Menschen gibt, vor deren Anbieten man, und wenn man in einer Begräbniskutsche mit ihnen saße, nie ganz sicher ist, so war man nie sicher vor einer Medewitzschen Spielbaise. Er war sich dieser Macht bewußt und übte sie, mitunter glücklich und taktvoll, durch Ausfüllung ängstlicher Pausen; aber viel häufiger noch folgte er den Eingebungen bloßer Laune oder verletzter Eitelkeit. Unfähig aus eigenen Mitteln zur Gesellschaft beizusteuern, wachte er eifersüchtig über allem, was durch Wissen oder Darstellungsgabe sich auszeichnete, und wenn vielleicht der glänzend aufgebaute Satz eines guten Sprechers eben seinen Abschluß erhalten sollte, durfte man sicher sein, aus bloßer Neidenselei, eine Papagenoarie oder die „Schlacht bei Marengo“ dazwischen treten zu sehen. Was das niederdrückendste war, war, daß das Mittel, wenn nur ein einziger Fremder bei Tische saß, trotz seiner Verbrauchtheit immer wieder wirkte. Der Gräfin wäre es ein leichtes gewesen, dieser Mißgunstmußel ein Ende zu machen; aber so abgeschmackt sie das Gebahren fand, so freute sie sich doch jedesmal, den verlegenen Kerger der um ihren Redetriumph Betrogenen beobachten zu können.

Der unbedeutendste des Gaiser Zirkels war von Ruhe, leidenschaftlicher Jäger, ein langer, schmächtiger, ziemlich schwächlicher Mann, ehemals Hauptmann im pommerischen Regiment von Pirch. Er hatte Froghagen, das übrigens uralter Rukischer Besitz war, erst vor etwa zwanzig Jahren gekauft. Die Veranlassung dazu wurde wie folgt erzählt:

Nach Stargard hin, wo das Regiment von Pirch in Garnison lag, verirrte sich eine Topographie des Oberbruchs. In dem Kapitel „Badow und seine Umgebung“ hieß es auf Seite 114: „Bei Froghagen, einem Gute, das drei Jahrhunderte lang den Rukern angehörte, zieht sich eine tiefe Schlucht, die „Junfer Hansens Schlucht“. Sie führt diesen Namen, weil Junfer Hans von Ruke hier stürzte und verunglückte; dies war 1693. Er war der letzte Ruke.“ Kaum war von einem der Kameraden diese Notiz entdeckt worden, so hieß es in nicht endenden Scherzreden: „Ruke sei untergeschoben; es gäbe keine Rukes mehr; der letzte läge längst in der Froghagener Kirche begraben.“ Unser Hauptmann, kein Meister im Reparti, wurde mißmüthig; er nahm den Abschied und kaufte Froghagen, um nunmehr an Ort und Stelle die Beweisführung anzutreten, daß es mit dem „letzten Ruke“ noch gute Wege habe. Aber er verbeßerte sich dadurch nur wenig. Die Stargarder Redereien waren bekannt geworden und hatten nun auf Schloß Guse ihren Fortgang. Bamme verschwor sich hoch und theuer, daß es mit einem der beiden „letzten Rukes“, dem jetzigen oder dem früheren, notwendig eine sonderbare Bewandniß haben müsse. Entweder sei der selige Hans von Ruke nichts als eine geistesfällige Vorererscheinung, eine Spiegelung von etwas erst Kommendem gewesen, oder aber der unter ihnen wandelnde Freund, ohnehin beinahe fleischlos, sei ein Nebenamt. Was ihn (Bamme) persönlich angehe, so gäbe er der ersteren Annahme den Vorzug, weil ihm darnach die Wirklichkeit der Dinge noch eine Hirschjagd, einen Schluchtensturz und einen den Hals brechenden Ruke schuldig sei.

Der alte Hauptmann folgte diesen Auseinandersetzungen jedesmal mit süßsaurem Gesicht, hatte sich aber längst aller Proteste dagegen begeben. Dann und wann schritt er seinerseits zum Angriff, ohne jedoch mit Hilfe dieses Kunstgriffs dem gewandten Bamme beikommen zu können.

Unter seinen sonstigen kleinen Schwächen war die bemerkenswertheste die, daß er sich, in Anbetracht seines aus Schluchten und Abhängen bestehenden Froghagener Territoriums, für eine Art Gebirgsbewohner hielt. „Wir auf der Höhe“ zählte zu seinen Lieblingsredewendungen.

Der Gräfin war er werth durch einen besonderen Respekt, den er ihr entgegenbrachte. Denn wie sehr sie vorgeben mochte, über Huldigungen und Schmeicheleien hinweg zu sein, so war sie schließlich doch nicht unempfindlich dagegen.

Der siebente und letzte des „engeren Zirkels“ war Doktor Faulstich. Ein späteres Kapitel wird von ihm ausführlicher erzählen.

XVIII. Vor Tisch.

Der ganze Freundeskreis, mit Ausnahme Dr. Faulstichs, welcher nach altem Herkommen den dritten Feiertag in Ziebingen zubringen pflegte, war nach Schloß Guse geladen. Auch Lewin und Renate, wie wir wissen.

Diese waren die ersten, die eintrafen. Die Einladung hatte auf vier Uhr gelautet, aber eine volle Stunde früher schon bog der Schlitten Lewins in eine der großen Avenuen ein. Es war nicht mehr die Planzschleife mit Strohbindeln und Häckelsack, in der wir zuerst die Bekanntschaft unseres Helden machten; Tante Amélie, für sich selbst gelegentlich jalopy, hielt auf Eleganz der Erscheinung bei anderen. Dem bequemen sich die Hohen-Vieger nach Möglichkeit. Der Schlittenstuhl, mit einem Bärenfell überdeckt, zeigte die bekannte Wuschelform, blaugeäumte Schneedecken blähten sich wie seitwärts gepannte Segel und statt des rostigen Schellengeläutes, das am Heiligabend unseren Lewin in Schlummer geläutet hatte, stand heute ein Glodenpiel auf dem Rücken der Pferde, und zwei kleine Haarbüsche wehten roth und weiß darüber hin. Die vorderen Sperlinge slogen zu hunderten in der Vorgasse auf; so ging es auf das Schloß. Jetzt war auch die Spingensbrücke passiert, und der Schlitten hielt. Lewin, rasch die Decke zurückschlagend, reichte Renaten die Hand, die nun mit der Reifeit der Jugend aus dem Schlitten auf eine über den Reichthum der Jugend ausgedehnte Binnematte sprang. So horten Schnee hin ausgebreitete Binnematte sprang. So schritt sie dem Eingange zu. Sie erschien größer als sonst, vielleicht in Folge des langen Seidenmantels, grau mit rothen Paspeln, aus dessen aufgeschlagener Kapuze ihr klares Gesicht heute mit doppelter Frische hervorleuchtete. Denn die Fahrt war lang, und es ging eine scharfe Luft.

Der Flur umringte sie mit wohlthuernder Wärme; in dem altmodisch hohen Kamin, den zwei Derflingerische Dragoner flankirten, brannte seit Stunden schon ein gut unterhaltenes Feuer. Ein Diener in Jägerlivree, der seinen Hirschjäger zu tragen wußte, nahm ihnen die Mäntel ab und meldete, daß sich die Gräfin auf wenige Minuten entschuldigen lasse. Dies war die regelmäßig wiederkehrende Form des Empfanges. Lewin und Renate sahen verständnißvoll einander an und schritten durch das Billard- und Spiegelszimmer in den „Salon“. Sich selbst überlassen, traten sie hier an das in einer breiten und tiefen Nische befindliche Esfenster, dessen untere Hälfte aus einer einzigen Scheibe bestand. Damals etwas Seltenes und sehr bewundert. Die Eisblumen waren halb weggeschmolzen und gestatteten einen Blick ins Freie. Ueber das Schwannenhäuschen hin, das nur noch mit seinem Spitzdach aus dem verschneiten Schloßgraben emporragte, sahen sie gradaus in eine kahle Kirchallee hinein, die sich bis an die Grenze des Parkes zog. An den vordersten Stämmen waren einige Dohensprengel mit ihren rothen Ebereschenbüscheln sichtbar, während am Ausgange der Allee der dunkle Carzower Kirchturm stand, dessen vergoldete Kugel eben in der untergehenden Sonne leuchtete. Um die Geschwister her war alles still; sie hörten nur, wie das mehr und mehr abthauende Eis in einzelnen Tropfen in die Blechbehälter fiel.

Dieser Platz am Fenster war anheimelnd genug; jeder andere Besucher aber würde es doch vorgezogen haben, das letzte Tageslicht noch zu einem Umblick in dem „Salon“ selbst zu benutzen. Es war ein quadratischer Raum, der in seiner Einrichtung für eben so geschmackvoll wie wohlthätig gelten konnte. Die den Fenstern gegenüber gelegene Seite wurde von einem halbkreisförmigen Divan eingenommen, der in der Mitte getheilt, einen Durchgang zu den Flügelthüren des Schlaales offen ließ. In den ebenfalls freibleibenden Ecken standen Lorbeer- und Oleanderbüsche, nach links und rechts hin vertheilt. Neben der Oleanderhecke stieg eine Wendeltreppe auf, das zierlich durchbrochene Geländer von Nußbaumholz. Ein bider Teppich, in dem das türkische Roth vorherrschte, deckte den Fußboden; sonst war alles blau: die Wände, die Gardinen, die Möbelstoffe. Rings umher, auf Säulen und Konsolen, erhoben sich Büsten und Statuetten, deren leuchtendes Weiß beim Eintreten den ersten Eindruck gab. Erst später traten auch die Bilder hervor, die stark angedunkelt in kaum geringerer Zahl als jene



Prinzessin Charlotte. Erbprinz von Meiningen.

Prinzessin Elisabeth.

Erbgroßherzog von Oldenburg.

Die Brautpaare unseres Kaiserhauses.

Marmor- und Alabaſterarbeiten das Zimmer ſchmückten. Es waren ſämmtlich Erinnerungsküde aus den Rheinsberger Tagen her. Da war zunächſt das Porträt des Prinzen ſelbſt, etwas barock in Auffaſſung und Behandlung, die Aufſchläge von Tigerfell, die Hand auf ein Felsſtück und einen Schlachtplan geſtützt. Gegenüber Schloß Rheinsberg, ſeine Front im Waſſer ſpiegelnd, über den See hin glitt ein Kahn, darin eine ſchöne Frau mit aufgelöſtem Haar, blond wie eine Nixe, am Steuer ſaß. Es hieß, es ſei die Gräfin. An den Fenſterpfählen, im Schatten und wenig bemerkbar, hingen die Paſtellporträts der prinziplichen Tafelrunde: Tauentzien, die Wrenchs, Anpphauſen, Knelebed; meiſtens Geſchenke der Freunde ſelbſt.

Lewin und Renate ſahen noch der untergehenden Sonne nach, als ſie aus der Tiefe des Zimmers her den Zuruf hörten: „Soyez les bien-venus.“ Sie wandten ſich und ſahen die Tante, die von der Wendeltreppe her auf ſie zuſchritt. Die Geſchwifter eilten ihr entgegen, ihr die Hand zu küſſen.

Die Gräfin trug ſich ſchwarz, ſelbſt die Stirnſchnebe fehlte nicht. Es war dies, dem Beſpiele regierender Häuſer folgend, die Wittventracht, die ſie ſeit dem Hinſcheiden des Grafen nicht wieder abgelegt hatte. Im übrigen hätten Haube und Krauze friſcher ſein können, ohne den Eindruck zu ſchädigen.

In der Nähe des Eſſenſtens ſtand eine „Cauſeuſe“, die denſelben Ven-de-Francoenbergzug hatte, wie alle übrigen Möbel. Dies war der Lieblingsplatz der Gräfin; Renate ſchob ein hohes Kiſſen heran, während Lewin ſich der Tante gegenüber ſetzte. Das Geſpräch war bald in vollem Gange, mit franzöſiſchen Wörtern und Wendungen reichlich untermiſcht, die wir in unſerer Erzählung nur ſparſam wiedergeben. Die Tante ſchien gut gelaunt und that Frage über Frage. Der Hohen-Vieher Weihnachtsmorgen, ſogar der Wagen Odins mußten ausführlich beſprochen werden. Dies letztere war das überraiſchendſte, denn in Sachen der Alterthümerei blieb die Guier Gräfin wenig hinter Banne zurück. Auch Marias wurde gedacht, aber nur kurz, dann lenkte das Geſpräch zu den Ladalinski hinüber, an die das Haus Wigewiß durch eine Doppelpatrat zu ſetzen, der ſehnfichſte Wunſch der Tante war. Ihr in dieſem Wunſche nach Möglichkeit entgegen zu kommen, würde ſich, da ſie die Erbtante war, unter allen Umſtänden empfohlen haben; es traf ſich aber ſo glücklich, daß der Guier Familienplan und die Herzenswünſche der Hohen-Vieher Geſchwifter zuſammen fielen.

„Wie verleiheſt Du Tubal?“ fragte die Tante.

„In beſtem Wohlſein,“ erwiderte Lewin, „und ein Brief, der heute früh von ihm eintraf, läßt mich annehmen, daß die Feiertage nichts verſchlimmert haben.“

„Was ſchreibt er?“

„Ein Langes und Breites über literariſche Freunde. Aber eine kurze Schilderung des Chriſtabends und wie die Weihnachtslichter bei den Ladalinski ziemlich trübe brannten, ſchickt er voraus. Er ſagt auch einiges über Kathinka. Darf ich es Dir mittheilen?“

„Je vous en prie.“

Lewin entfaltete den Brief. Es dunkelte ſchon im Zimmer. Er rückte deſhalb näher an das Fenſter, deſſen Scheiben in dem letzten Roth erglühten. Dann las er über die Eingangszeilen hinweg gehend: „In einem Hauſe, in dem die Kinder fehlen, wird das Chriſtkind immer einen ſchweren Stand haben, ſo nicht etwa der Kinderſinn den Erwachnen verſtieben iſt. Und Kathinka, die ſo vieles hat (vielleicht weil ſie ſo vieles hat) hat dieſen Sinn nicht.“

Lewin ſchwieg einen Augenblick, weil es ihm ſchien, daß die Tante ſprechen wolle. Dann ſagte dieſe: „Es iſt eine richtige Bemerkung, aber es überraiſcht mich, ſie von Tubal zu hören. Es iſt, als ob Seidentopf ſpräche. Kathinka iſt eine Polin, ça dit tout, und gerade das macht ſie mir werth. Kinderſinn! Betiſe allemande. Wie mag nur ein Ladalinski ſo tief ins Sentimentale gerathen. C'est vraiment étonnant! Ich würde die deutſche Mutter darin zu erkennen glauben, wenn nicht durch ein Spiel des Zufalls, par un caprice du sort in eben dieſer Mutter mehr polniſch Blut lebendig geweſen wäre, als in einem halben Dugend „inſki“. Kinderſinn! Dieu m'en

gards! Ich bitte Euch, meine Theuren, verſchließt Euch der eifren Vorſtellung, als ob dieſe deutſchen Gefühlſpezialitäten die unerläßlichen Requiſiten in Gottes ewiger Weltordnung wären.“

Renate ſahe ſich zuerſt und ſagte: „Ich glaube, daß mir dieſe Vorſtellung fremd geliebt iſt, aber ſchon die Bibel preiſt den Kinderſinn als etwas Nöthliches.“

Die Tante lächelte. Dann nahm ſie, wie ſie zu thun pflegte, die Hand der Nichte, ſtreichelte ſie und ſagte: „Du haſt dieſen Sinn, und Gott erhalte ihn Dir. Aber muß ich Euch, die Ihr mich kennt, noch erſt Erklärungen geben? A quoi bon? Gewiß iſt es etwas Schönes um ein kindlich Herz, wie um alles, was den Vorzug des Natürlichen und Reinen hat. Aber das ſete Sprechen davon oder das Geltendmachen, das immer nur da ſich einfindet, wo der Schein an Stelle der Sache getreten iſt, das iſt kleinbürgerlich-deutſch et voilà ce qui me fache. Und das war es auch, was den Prinzen verdroß. In ſeinem Unmuth unterſchied er dann nicht, ob er die Frommen oder die Heuchler traf; ſonſt ſo vorſichtig, wog er nicht länger ab, et moi aussi je n'aime pas à marchander les mots. Ihr müßt Abzüge machen, wo es noth thut. Inzwiſchen laß uns weiter hören, Lewin.“

Lewin fuhr im Leſen fort: „Als die Thüren eben geöffnet wurden, kam Graf Bninski. Er hatte Aufmerkſamkeiten für uns alle, zu weit gehende für mein Gefühl, aber Kathinka ſchien es nicht zu empfinden.“

„Aber Kathinka ſchien es nicht zu empfinden,“ wiederholte die Gräfin langſam den Kopf ſchüttelnd. Dann fuhr ſie fort: „Oh oot air bourgeois, ne se perdra-t-il jamais? Mit neuen Karten das alte Spiel. Je ne le comprends pas. So lange die Welt ſteht, haben ſich Jugend und Schönheit an Geſchenken erfreut, an Pracht der Blumen, am Glanz der Steine. Sie paſſen zuſammen. Aber Tubal erſchrickt davor, il en recule, und wird nachdenklich, als ob er eine durch Broche und Nadel in ihrer Tugend bedrohte Epiciertochter zu hüten hätte. Und das heißt Sitte! Sitte, Kinderſinn, je les respecte, mais j'en déteste la caricature. Und davon haben wir hierlandes ein gerüttelt und geſchüttelt Maas.“

„Ich glaube,“ nahm jezt Lewin das Wort, „Tubal empfindet wie Du, wie wir alle. Sein Bedenten, wenn ich ihn recht verſtehe, wurde nicht der Gabe, ſondern des Gebers halber ausgeſprochen. Graf Bninski nähert ſich Kathinka, er bewirbt ſich um ihre Hand. Vielleicht daß ich mich irre, aber ich glaube nicht.“

Die Tante war ſichtlich überraiſcht. Dann fragte ſie haſtig: „Und der Vater?“

„Er ſieht dagegen, auch Tubal. Sie ſchähen den Grafen perſönlich, er iſt reich und angeſehen. Aber Du kennſt die Gefinnungen beider Ladalinski oder doch des Vaters. Und Bninski iſt Pole vom Wirbel bis zur Zeh.“

„Und Kathinka ſelbſt?“

Es blieb bei dieſer Frage, denn ehe Lewin antworten konnte, wurden im Spiegelzimmer Stimmen laut, und dem zwei Doppelleuchter vorantragenden Jäger paarweiſe folgend, traten jezt erſt Krach und Banne, dann Medewiß und Ruge bei der Gräfin ein.

Nach kurzer Begrüßung wurde auf dem großen Sopha Platz genommen, und die Gräfin, abwechſelnd an den einen oder andern ihrer Gäſte ſich wendend, theilte denſelben mit, daß Baron Pehlmann wegen eines neuen heſtigen Bodagra-anfalles abgeſchrieben, Droffelſtein aber — durch Geiſchäfte zurückgehalten — erſt für 4¹/₂ Uhr ſein Erſcheinen zugeſagt habe. „Ich denke,“ ſo ſchloß ſie, „wir warten auf ihn. Der erſten Viertelſtunde, die das Recht jeden Gaſtes iſt, legen wir die zweite zu.“ Alles verneigte ſich, wenn auch unter geheime Proteſt.

Eine ſolche Wartehalbeſtunde pflegt der Unterhaltung nicht günſtig zu ſein. Die Schweigſamen ſchweigen mehr denn je, aber auch die Beredten halten ängſtlich zurück, unluſtig ihre vielleicht nur noch des Abſchlusses harrende glänzende Anekdoten durch die Meldung des eintretenden Dieners unterbrochen und zu ewiger Pointeloſigkeit verurtheilt zu ſehen. Banne ge-

hörte dieser letzteren Gruppe an, bezwang sich aber und war der einzige, der den ersichtlichen Bemühungen der Gräfin hilfreich entgegen kam. Freilich nur mit theilweisem Erfolg. Ueber eine sprunghafte Conversation kam man nicht hinaus, und die Fragen drängten sich, ohne daß eine rechte Antwort abgewartet wurde. Das Baron Pehlemannsche Podagra gab den dankbarsten Stoff. „Warum mußte er beim letzten Dachgraben wieder zugegen sein? Ein Podagriff und zwei Stunden im Schnee! Warum riß er wieder den Auenthaler an sich? Aber das ist so Pehlemannsche Bravour: ein freudiger Opfertod auf dem Altar der Gourmandise! Im übrigen, wo bliebe „Codo majori?“ Warum hat er nicht seine Muse citirt?“

„Er hat,“ entgegnete die Gräfin und nahm aus einer vor ihr stehenden Alabasterkale ein zierlich zusammen gefaltetes Billet. Aber die beiden Stuhlhren, auf deren gleichen Pende-

gang Tante Amélie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hielt, schlugen eben halb, die gewährte Frist war um, und die Klageklängen des hell erleuchteten Chaaals öfneten sich pünktlich und lautlos nach innen zu.

Die Gräfin und Krach führten sich. In demselben Augenblick trat auch Drosselstein ein. Mit der Linken hinüber grüßend, wie um anzudeuten, daß er die Tischprozeßion nicht zu stören wünsche, bot er Renaten seinen Arm. Banne und Lewin folgten, dann Medewig. Auge machte den Schluß.

Dieser ein leidenschaftlicher Schnupfer, benutzte die Gelegenheit, um aus der sieben geliebtenen Tabatiere der Gräfin zu naschen. Nicht ungekräft. Ehe er noch die Schwelle des Saales überschritten hatte, war schon das Gewitter herauf. Alles lachte, und Banne rief: „ertappt!“ Nur Krach bewahrte wie gewöhnlich seine Haltung.

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.
Bef. u. II. VI. 70.

VI.

Wenn ich am Schlusse des vorigen Kapitels der Haltung des Berliner Magistrats nicht ohne Anerkennung gedacht habe, so habe ich dabei selbstverständlich mehr die negative Seite der Sache im Auge gehabt, ohne von seiner Tapferkeit und Energie viel Rühmens machen zu wollen. Magistrat wie Stadtverordnete bestanden damals noch aus Elementen, deren Freiheitsdrang nicht über das Kotter-Wellersche Staatslexikon hinausging und die im Zweifelsfalle sogar geneigt waren, lieber ein Bischof mehr Ruhe als Freiheit zu genießen. Dazu kam, daß das Haupt des Magistrats, Herr Krausnick, zwar eine Zeit lang mit dem kirchlichen Liberalismus geliebängelt hatte, jedoch dem königlichen Hause aufrichtig ergeben war und bald auch seinen eigenen Stuhl von den Wellen der Revolution umpflüßte. Unter diesen Umständen war derselbe nur wenig geneigt, der revolutionären Bewegung in Berlin irgendwie Vorschub zu leisten, und wenn er selbst auch bald veranlaßt wurde, dem ausgeprochenen Mißtrauen seiner Mitbürger zu weichen, so blieb doch die Haltung des Magistrats im wesentlichen dieselbe.

Freilich schloß es auch hier nicht an Versuchen, einzelne Mitglieder einzuschüchtern, ja selbst die Stadtverordneten in corpore zur Niederlegung ihres Mandats zu bewegen und Neuwahlen auf breiterer Grundlage zu veranlassen, doch kamen diese Anläufe nicht über den *succes d'estime* hinaus. Die Väter der Stadt Berlin hatten, wie der Minister v. d. Pfordten, einen politischen Ueberzieher, der auf beiden Seiten getragen werden konnte; bei Tage *couleur de rose*, im Stillen *couleur de Mantouffel*. Einige der Herren besaßen eine solche Gewandtheit im Kostümwechsel, daß die Hofschaulpieler bei ihnen hätten in die Schule gehen können. Hätte Berlin damals eine Stadtverordnetenversammlung gehabt wie die heutige, so möchte vielleicht manches einen andern Verlauf genommen haben.

Für jeden, der die Geschichte der ersten französischen Revolution mit Verständnis studirt, wird kaum ein Zweifel darüber bleiben, daß es nicht die verschiedenen, einander ablösenden Nationalversammlungen, sondern daß es die Municipalität und die Commune von Paris waren, welche den Charakter und den Fortschritt der Revolution bestimmten, weshalb es auch in der revolutionären Konsequenz liegt, daß die Fortsetzungen immer wieder ihren Anschluß an die Commune suchten. Bei dem „Volke der Denker“ dagegen ist es bis dahin das Prinzip, welches als Parteiprogramm den Krystallisationspunkt bildet.

Dehnt man den Blick über Berlin aus, so ist es zunächst die Aristokratie, auf welcher der Blick haftet. Es darf hier die Thatfache konstatiert werden, daß der Adel, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, zur royalistischen Partei zählte, wie dies in dem damaligen Offizierscorps der preussischen Armee am greifbarsten seinen Ausdruck fand. Nichtsdestoweniger fanden sich auch hier gewisse Nuancen, da, selbst abgesehen von der Provinz Posen, deren Adel eine Zeitlang gegen Preußen in Waffen stand, in der Provinz Preußen auch außerhalb des polnischen Elements sich ein nicht unbedeutender Bruchtheil fand, welcher es dem seligen Kant schuldig zu sein glaubte, im

preussischen Staate die „reine Vernunft“ zu repräsentiren, und der sich außerdem daran gewöhnt hatte, den „alten Schön“ als den größten der lebenden Staatsmänner zu bewundern.

Ebenso hatte der schlesische Adel insofern eine eigenthümliche Stellung, als dort die „feudalen Dienste und Lasten“ den Bauernstand als seinen Gegner auftreten ließen, ein Verhältniß, das seine Sicherheit und seinen Einfluß einigermassen gefährdete. Nichtsdestoweniger war dieser Einfluß stark genug, daß gerade der schlesische Adel von Hause aus am stärksten in den preussischen Parlamenten vertreten war.

Daß in den westlichen Provinzen die kirchliche Stellung und die Kirche selbst auf die Haltung der einzelnen Stände nicht ohne Einfluß blieb, ist selbstverständlich, doch darf aus jener Zeit den kirchlichen Organen das Zeugniß nicht versagt werden, daß, wenn sie auch die staatlichen Gemüthe abzuschleifen bestrebt waren, dieser relative Gegenjah doch nicht in Feindschaft ansartete und das Gefühl vorherrschend blieb, daß der angefauchte Brand die Fundamente von Staat und Kirche gleichmäßig bedrohe. Leider ist dies Gefühl in neuerer Zeit auf beiden Seiten in gleich bedenklicher Weise geschwächt.

Anlangend den Bauernstand, so war hier der erste Eindruck der einer völligen Verwirrung und Ueberraidung. Man verstand es absolut nicht, daß ein Anderer befehlen solle als der König, und beruhigte sich damit, daß der König auch wohl bald wieder alles in Ordnung bringen werde. Erst als es den Führern der Demokratie gelang, socialistische Gelüste auf unentgeltliche Beseitigung gewisser drückender Lasten und Abgaben rege zu machen, kam Bewegung in die träge Masse und explodirte hier und da in theilweise blutigen Excessen. Es gehörte damals bei der Demokratie gleichsam zum guten Ton, die „Beseitigung der feudalen Rückstände des finstern Mittelalters“ in ihr Programm aufzunehmen, und es ist nur verwunderlich, wenn jene Herren sich heute darüber wundern, daß ihr Vorgehen so gute Früchte getragen und so eifrige Nachfolger gefunden hat.

Glücklicher Weise wurde der Bauernstand jedoch schnell ernüchtert, als die hinter ihm stehenden Tagelöhner mit ihrer Forderung von sechs Morgen Land und dergleichen etwas dringender wurden und ihnen dadurch das Anerkenntniß der Solidarität ihrer Interessen mit denen der größeren Grundbesitzer gewissermaßen aufgezwungen wurde. Mir ist in dieser Beziehung noch eine komische Volksversammlung aus Pommern in Erinnerung, in welcher der Abgeordnete des Kreises, der vor seiner Wahl jedem alles Mögliche versprochen hatte, über den Erfolg seines Wirkens Rechenschaft ablegen sollte. Der Mann hatte die Situation begriffen. Derselbe versicherte mit der unbefangenen Miene, er habe alles durchgesetzt und der König habe alles genehmigt. Es komme nun nur darauf an, wer das Land und das Geld hergeben solle. Er wende sich deshalb zunächst an die Bauern mit der Frage, ob diese vielleicht dazu geneigt wären? Die Antwort kam man sich leicht denken, doch entging er selbst schlagenden Mißtrauensvoten dadurch, daß er die Bauern und Tagelöhner aufforderte, die Sache

zunächst unter einander abzumachen, was denn auch in der ausgiebigsten Weise erfolgte.

Wie groß übrigens damals die Confusion der Begriffe war, ersieht man am besten aus einer Rede, welche Seitens des verflorenen Justizministers Bornemann in der Sitzung vom 7. Oktober 1848 gelegentlich der Aufhebung des Jagdrechtes gehalten wurde. Nachdem dieser Vertreter des Rechtes nämlich zuerst den Satz aufgestellt hatte, daß Privateigenthum allerdings unverletzlich und höchstens gegen vollständige Entschädigung aufzuheben sei und daß, je größer die Freiheit des Eigenthums, desto größer auch der Schutz desselben sein müsse, gelangte er nichtsdestoweniger zu der Konklusion, daß das Jagdrecht unentgeltlich aufzuheben sei, obgleich dasselbe als Privateigenthum angesehen werden müsse. Unter anderen merkwürdigen Gründen, als wie, daß guter Hammelbraten auch nicht schlecht schmecke, machte er dafür geltend, daß Umstände vorlägen, wo ein freiwilliges Opfer des Eigenthums moralische Pflicht sei und daß man deshalb die Berechtigten auch wider ihren Willen zu dieser freiwilligen Hingabe gezwungen müsse. Außerdem wünsche die große Majorität der Nationalversammlung die sofortige Aufhebung des Jagdrechtes, es könne deshalb von einer zeitraubenden Ablösung nicht die Rede sein, vielmehr müsse die Aufhebung zwangsweise und unentgeltlich erfolgen. Ich fürchte, daß die Sozialdemokraten sich dieser Argumentation zur gelegenen Zeit erinnern werden.

Wenn aber ein namhafter Jurist sich zu derartigen Deductionen herbeilassen konnte, so ist es zu begreifen und selbst zu entschuldigen, wenn in der Masse der Bevölkerung eine völlige Rechtsverwirrung Platzgriff und die Gelüste nach fremdem Eigenthum nicht vor der Gränze stehen blieben, welche die Demokratie als fortan unverletzlich zu bezeichnen beliebte.

Daß die Mehrzahl und selbst hervorragende Mitglieder der demokratischen Partei nach Wiederherstellung der Ordnung in der Dunkelheit verschwanden, aus welcher sie vorübergehend aufgetaucht waren und daß selbst die, denen es gelang sich auf der Oberfläche zu erhalten, doch ihren Einfluß und ihre Bedeutung in der Hauptsache verloren hatten und nach dem beliebten Kunstausdrucke von ihrer Partei nur noch zum Streben benutzt werden konnten, war nichts als der natürliche Kreislauf der Bewegung. Selbst Waldeck war nach dem Eintritt des Ministeriums Manteuffel nur noch eine Reminiscenz und ein Anachronismus, dem nur ein gewisser Fanatismus und die Wuth der Parteigenossen die Thatsache verhüllte, daß sein Auftreten keine Resonanz mehr fand und daß die Führung bereits in andere Hände übergegangen war.

Von den sonst genannten Personen ist eine der interessantesten unstreitig der Freiherr v. Vinde. Schon auf dem ersten Vereinigten Landtage als geistreicher Opponent und specieller Gegner seines Landsmannes, des Ministers v. Bodelschwingh, hervorgetreten, beharrte er in dieser seiner Stellung auch während der Märzbewegung. Wiederholte Versuche, ihn für die Regierung und zum Eintritt in diese zu gewinnen, fanden eine entschiedene Zurückweisung, was — beiläufig bemerkt — für ihn selbst wie für die Regierung gleich vortheilhaft war. Herr v. Vinde hatte, wie sich dies schon während seiner Thätigkeit als Landrath herausgestellt, durchaus kein Talent zum Regieren, war dagegen, abgesehen von einer gewissen Unberechenbarkeit, ein ausgezeichnete parlamentarischer Debatter. Als solcher hat er in der Paulskirche Preußen sehr wesentliche Dienste geleistet, wovon er diese später einigermassen dadurch quitt machte, daß von ihm der Ruf ausging: „Weg mit diesem Ministerium“ (Manteuffel). Ueberhaupt fanden sich in seinem Charakter und Auftreten Widersprüche, welche nur diejenigen zu vereinigen vermochten, denen es vergönnt war, ihm persönlich näher zu treten. Feind alles Staatskirchenthums und dabei persönlich von tiefer ungeheuchelter Frömmigkeit; ein entschiedener preussischer Patriot und daneben Parteigänger der Frankfurter Kaiser-macherei; entschlossener Gegner der demokratischen Wählerei und dabei unersöhnlicher Feind des Ministeriums, dem es gelungen war, die Autorität zu restauriren, mangelte es ihm an der Gabe der positiven politischen Conception, er blieb deshalb wesentlich in der Negation befangen, was sich namentlich als-

dann herausstellte, als Herr v. Vinde später in dem Abgeordnetenhaus über eine Fraktion dispanirte, welche alle Abstimmungen beherrschte.

Besonders war es Herr v. Bismarck, zu welchem er damals in scharfen persönlichen Gegensatz trat, da letzterer als entschiedener Vorkämpfer des Ministeriums Manteuffel auftrat und derjenige von der Rechten war, welcher die Schlagworte des Herrn v. Vinde mit gleicher Münze zu bezahlen vermochte. Daß Herr v. Vinde später einer der entschiedensten Bewunderer des Grafen Bismarck wurde, ist bekannt.

Vor allen aber war inzwischen Professor Stahl in den Vordergrund getreten, zunächst in der ersten preussischen Kammer in Verbindung mit dem Präsidenten v. Gerlach, dessen Verhältnis zu ihm dem von Luther zu Melancthon nicht ganz unähnlich war, demnachst aber in Erfurt, von wo sein gesungenes Wort „Autorität, nicht Majorität“ als Parteiparole nach Berlin zurückkehrte, leider jedoch um hier je länger desto mehr dem burocratischen Absolutismus als Aushängeschild zu dienen. In hervorragendem Maße ausgestattet mit dem scharfen logischen Verstande seines Volkes, war Stahl ein ausgezeichnete politischer Systematiker und dabei von einem so gewinnenden Auftreten, daß es ihm dauernd gelang, der Führer einer ziemlich eigenwilligen Aristokratie zu werden und den sonst dort vorherrschenden Partikularismus und Absolutismus allmählig so weit abzuschleifen, daß selbst der entschiedenste „Juncker“ eine Rede von Stahl gern als seine Meinung gelten ließ.

Daß dies dem Herrn v. Gerlach weniger gelingen wollte, obgleich derselbe den Anschauungen der Aristokratie von Hause aus näher stand, hatte außer der etwas paradoxen Form seines Auftretens darin seinen Grund, daß er vor allem auf die Praxis drängte und von jedem verlangte, die großen Fragen des Tages mit der ihm selbst eigenen Unparteilichkeit und Selbstlosigkeit zu behandeln oder, wie er es drastisch auszudrücken pflegte, „die Front nach Staat und Kirche und nicht nach dem eigenen Mist zu nehmen“.

Die schwierigste und inhaltsreichste Frage bleibt indeß die, in welcher Weise und mit welchem Machtverlust oder Zuwachs, sowohl nach innen als nach außen, Krone und Regierung aus den dahinter liegenden Verwickelungen hervorgegangen waren.

Läßt man sich dabei nur durch den ersten Eindruck leiten, so gewinnt es fast den Anschein, als ob nach außen im wesentlichen alles beim Alten geblieben sei und nach innen die Krone insoweit einen Machtverlust erlitten habe, als ihre frühere Machtvollkommenheit durch die Verfassungsurkunde beschränkt worden sei. Dieser Anschein verschwindet jedoch, sobald man die Situation näher in das Auge faßt.

Allerdings waren die territorialen Verhältnisse Europas dieselben geblieben, die Aufstands- und Abreisungsversuche mit Waffengewalt niedergeschlagen, auch der alte Bundestag wieder in Funktion getreten, und doch war das Europa von 1852 ein wesentlich anderes, als das von 1847 gewesen war. Die bisherige traditionelle Sympathie für Oesterreich war in Dmuth begraben und selbst aus denjenigen Kreisen gewichen, in denen sie noch lange nach den Märztagen standgehalten, es hatte insbesondere in der preussischen Armee an Stelle des ererbten Gefühls der Waffenbrüderschaft ein wenn auch noch nicht klar formulirter, Wunsch nach Revanche Platzgegriffen.

Ebenso war die Stellung des preussischen Volkes und selbst der Krone zu Rußland und dessen Kaiser nicht mehr dieselbe, wie sie unter Friedrich Wilhelm III und auch später noch gewesen war. Man empfand das befehlshaberische Auftreten des russischen Kabinetts überall mit der tiefsten Erbitterung und es ist eine entschiedene Unwahrheit, daß die Kreuzzeitung und ihre Partei davon eine Ausnahme gemacht. Es liegt mir noch ein Schreiben des Präsidenten v. Gerlach aus jener Zeit vor, in welchem er sagt: „Seien wir nicht russisch. Vermeiden wir auch den Schein davon. Wir müssen freie Männer bleiben auf unserer ewigen Fundament. Mit dem Absolutismus des Czaren können wir nicht sympathisiren.“ Die Kreuzzeitungs-partei war damals nicht unpatriotischer, sie war nur klüger

und weisfichtiger als die andern, und ihr wesentlich ist es zu verdanken, daß das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland festgehalten, daß später während des Krimkrieges das Hineintreten Preußens in den Krieg gegen Rußland, selbst gegen sehr mächtige Einflüsse, verhindert, und es dadurch ermöglicht wurde, Preußens Streitkräfte mit Oesterreich und Frankreich ungehindert durch Rußland zum Austrag zu bringen. Nicht wenige von denen, welche damals schon den Gedanken einer Allianz mit Rußland als einen „Vatermord“ bezeichneten, haben später ihren Irrthum erkannt und denen aufrichtig gedankt, durch welche sie vor einem großen Fehler bewahrt wurden. Die Revanche, welche Preußen an Rußland genommen, ist das geeinigte Deutschland, welches heute dem „nordischen Kolos“ als eine Macht gegenüber steht, in Bezug auf welche das russische Kabinet gewiß niemals wieder die Versuchung fühlen wird à la Warschau und Olmütz aufzutreten.

Noch größer und bedeutender aber war die Veränderung, welche sich inzwischen in Frankreich vollzogen. Dort war an die Stelle der bisherigen theils furchtsamen, theils unfähigen Machthaber in der Person des Präsidenten Louis Napoleon ein Mann getreten, der es verstand, nicht allein die bisherigen

Machthaber Einen durch den Anderen abzuthun, sondern, gestützt auf die Bauern, Soldaten und Priester im geraden Widerspiel mit der Politik Louis Philipps, dessen Basis ausschließlich der bürgerliche Mittelstand gewesen, die „Napoleonischen Ideen“ an die Stelle der bisherigen liberalen Doktrin zu setzen und ungefähr in denselben Etappen wie sein Oheim den französischen Kaiserthron wieder aufzurichten. Daß es ihm dabei auch gelang, zwei scheinbar unverföhlliche Elemente, nämlich die nach Ruhe und Ordnung, und im Stillen auch nach der monarchischen Staatsform schmachtende Bourgeoisie und daneben auch die Pariser Arbeiter, welche in ihm einen Rächer an Cavaignac zu finden hofften, gleichmäßig an seine Person zu knüpfen, war das Ergebnis seiner überlegenen Einsicht und seines entschlossenen Charakters.

Mir ist es zufällig vergönnt gewesen, die letzten Sitzungen der französischen Nationalversammlung vor dem Staatsstreich mitzumachen und alle damaligen Faisseurs von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und ich habe von dort die Ueberzeugung mit heimgenommen, daß in dem neuen Frankreich eine Macht aufsteige, welche die Gestalt Europas verändern werde.

Gefühlstäußungen und Gespensterglaube.

Von G. Hallberg.

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11. / VI. 70.

Das Sprichwort: was man sieht, glaubt das Herz, hat keine absolute Gültigkeit. Denn zwischen sehen und richtig sehen ist ein großer Unterschied. Ganz abgesehen davon, daß durch fehlerhafte Bildung des Auges oder durch krankhafte Zustände desselben der Eindruck, den ein Beschauer von einem Gegenstande gewinnt, ein ganz anderer ist als der, den ein gesundes Auge empfängt, so hängt die Richtigkeit der durch das gesunde Auge gewonnenen Wahrnehmungen hauptsächlich von der Uebung des Auges im Betrachten der uns umgebenden Gegenstände, also von der richtigen Beobachtung und von der Ueberwachung der aufgenommenen Gesichtseindrücke durch unsern Verstand ab.

Deshalb können selbst richtige Wahrnehmungen, von denen wir uns keine oder nur mangelhafte Erklärungsgründe geben können, die Quelle ganz falscher Vorstellungen, die Ursache ganz verkehrter Schlußfolgerungen, der Samen des ärgsten Aberglaubens sein.

Gerade das Licht, das uns die Außen Dinge erst erkennen und unterscheiden läßt, spielt unserer Phantasie, namentlich durch zurückgespiegeltes reflektirtes Licht die wunderbarsten Streiche. Ich übergehe die Spielereien aus dem „höheren Gebiete der Magie und Optik,“ die Geistes-, Todten- und Gespenstererscheinungen, die durch Spiegelreflexe erzeugt werden, und halte mich nur an solche Erscheinungen, die aus dem Leben gegriffen sind, eine Reihe falscher Vorstellungen im Volksglauben erzeugten und zum krassen Aberg- und Gespensterglauben des Volkes führten.

Es gibt wohl noch viele alte Häuser, einzeln stehende Gartenhäuschen, Todtengrüfte, Kapellen und Kirchen, die verlassen sind, weil einzelne Fenster derselben, obgleich jene unbewohnt oder von Menschen nicht besucht sind, in der Abend- und Nachtzeit scheinbar erleuchtet sind; in denen, wie das Volk sich ausdrückt, nachts ein Licht brennt.

Außer verschiedenen anderen Fällen, deren ich mich erinnere, ist ein Fall, der lange Zeit großes Aufsehen und Kopfschmerzen erregte, wegen der einfachen Lösung einer räthselhaften Lichterscheinung besonders interessant.

Am südöstlichen Fuße der bewaldeten Thüringer Bergkette liegt das Dörfchen G. Dort sollte nach der einstimmigen Angabe der Bewohner von G. in der Sakristei der von der Hauptstraße des Dorfes etwa hundert Schritte seitwärts auf einer geringen Anhöhe liegenden Dorfkirche allabendlich ein Licht brennen, am hellsten aber in der Adventszeit, selbst wenn kein Licht im Dorfe leuchtete und den Himmel rabenschwarze Nacht bedeckte. Als junger Arzt im Anfang der fünfziger Jahre in R. anässig, war mir dieses Gerücht zu wiederholten Malen zu Ohren gekommen, ohne daß ich besonderen Werth auf diese Baten-

klatscherei gelegt hätte. Als mir jedoch die räthselhafte Lichterscheinung von äußerst glaubwürdigen Personen als Thatfache bezeichnet wurde, nahm ich mir vor, mich von demselben an Ort und Stelle persönlich zu überzeugen und womöglich der Sache auf den Grund zu kommen.

Ich ging deshalb an einem dunklen regnerischen Novemberabend mit einem Freunde in das nur eine halbe Stunde von meinem Wohnort entfernte Dörfchen, ohne daß irgend jemand von meiner Absicht eine Ahnung hatte, und da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß man das Licht in der Sakristei am besten von der Wohnung eines gewissen K. beobachten konnte, so suchten wir den mir bekannten K. auf.

Es war etwa acht Uhr abends, als wir dessen Wohnstube betraten, und weil die Familie K. schon öfters Besuche von Leuten erhalten hatte, die in gleicher Absicht wie wir gekommen waren, so errieth sie bald den Zweck unseres Besuches. Es wäre auch überflüssig gewesen, denselben zu verheimlichen, da wir uns doch erkundigen mußten, ob wir wohl an dem betreffenden Abende das Licht in der Sakristei der Kirche sehen würden. Dazu wurde uns nun auch Hoffnung gemacht, denn es sei erst den Abend vorher zu sehen gewesen, aber es sei noch zu früh.

Dieser Nachsatz kam mir schon damals etwas verdächtig vor, und ich gab mir alle Mühe, etwas zu entdecken, was meinen Argwohn bestätigen konnte. Ich beobachtete das Verhalten der Hausbewohner. Nichts Verdächtiges. Sie gingen harmlos aus und in die Stube und besorgten kleine häusliche Verrichtungen. Auf der Denbank in der sogenannten Hölle saß der Großvater der Familie, das „Herrle“, in süßes Nichtsthun versunken.

Ich beobachtete das Haus von außen. Es war ein einstöckiges Bauernhaus mit hoher Steintreppe, über welcher auf Holzsäulen ein breites Vordach ruhte. Ueber denselben war ein Kaufarbenzimmer, welches jedoch wegen des vorspringenden Treppendachs in der Nähe nicht gut zu sehen war. Seitlich vor dem Treppenaufgang lag die Wohnstube mit Kammern, hinter der Treppe war die Stallung. Dicht am Hause vorbei lief ein Fahrweg, und an der gegenüber liegenden Seite derselben erhob sich eine einige Fuß hohe Erdböschung, auf welcher die niedrige Steinmauer des Kirchhofs stand. Etwa fünf Schritte von dieser war ein kleiner nischenartiger Vorsprung der Kirche, die Sakristei, an deren Außenseite das große, etwa 12 Fenster-tafeln zählende Sakristeifenster war. Die Entfernung vom Hause des K. bis zu dem Sakristeifenster mochte etwa 10 Schritte betragen.

Nachdem wir eine halbe Stunde verweilt und das gegenüber liegende Sakristeifenster theils durch die Stubenfenster,

theils von dem verandaartigen Treppenvorbau beobachtet hatten und dasselbe immer dunkel blieb, gaben wir die Hoffnung auf, unseren Zweck zu erreichen und waren schon im Begriffe aufzubrechen. Da, auf einmal ein schwacher Lichtschein auf einer Glasplatte des Sakristeifensters, bald waren zwei Tafeln erleuchtet, bald flammte ein Drittel des ganzen Fensters in zitterndem Lichtschein. Das flackernde Licht übergoß die Hälfte des Fensters, flammte empor, verbreitete sich über das ganze Fenster, verschwand theilweise, vergrößerte und verkleinerte sich, so daß bald alle Tafeln, bald nur einige, bald gar keine erleuchtet waren, und so dauerte das neckische Spiel mit kurzen Unterbrechungen minutenlang.

Die Lichterscheinung ließ sich nicht weglegen. Sie konnte indessen auf Täuschung beruhen. Ich veränderte die Stellung des einzigen in der Wohnstube brennenden Lichts, ich löschte es aus, ich überzeugte mich, soweit es möglich, daß weiter kein Licht im Hause brenne, auch in der Nachbarschaft ließ ich die Lampen und die brennenden Kienpäne, die zur Beleuchtung dienten, auslöschen, um so üppiger loberte das Sakristeifenster in geisterhafter Flammenglut.

Ich ließ meinen Freund unter dem Vordache des Hauses zurück, überschritt den Fahrweg, kletterte über die Friedhofsmauer und stellte mich dicht an das Sakristeifenster. Die Scheiben dunkel, hinter dem Fenster undurchdringliche Finsterniß, während mir mein Freund zutief, daß das Fenster hell brenne. Ich sah nach dem gegenüber liegenden Hause des K. und suchte von der Bodenluke bis zum Keller einen Lichtstrahl zu entdecken, der auf das Sakristeifenster fallen konnte. Vergeblich. Ich suchte den Lehrer, der am Kirchhof wohnte, auf und bat ihn, mir die Sakristei aufzuschließen. Willig nahm er die Laterne, zündete das Licht in derselben an und schloß die Kirchen- und Sakristeithür auf. Die Laterne ließen wir im äußersten Winkel der Kirche stehen und traten in den dunklen Raum der eugen Sakristei. Wir schlossen die Thüre hinter uns, so daß kein Lichtstrahl in dieselbe dringen konnte, und sahen keine Lichterscheinung weder in der Sakristei, noch am Fenster derselben. Nach längerem Verweilen dajelbst wurde die Laterne geholt, und ich beleuchtete den Innenraum, den Boden, die Wände etc. Es war ein kleiner, weißgetüncheter, schmudloser Raum mit einem hölzernen Stuhl und einem kleinen Wandschrank von Holz. Der Fußboden war geplattet, die Seitenmauern bis einige Fuß über dem Boden morsch, zertrümmert und mit grünem Moder überzogen, so daß man aus diesen Erscheinungen auf Grabgräfte unter dem Fußboden der Sakristei schließen mußte. In dessen war mir das Ausströmen von selbstentzündlichen Leuchtgasen zu anmenmärchenartig und hatte deshalb für mich keine Beweisraft zur Erklärung der Lichterscheinung.

Müthig über die Erfolglosigkeit meiner Untersuchung verließ ich mit dem Lehrer die Sakristei und Kirche und ging zurück in das K.'sche Haus, wo mich mein Freund erwartete. Das „Geräte“ war, als ich ihn nicht mehr auf der Ofenbank sitzend fand und nach dem Grunde seiner Abwesenheit fragte, nach Aussage des Sohnes K., „schlafen gegangen“, wie auch die Familie des K., und von diesem, der nur noch allein im Hause wach war, war auf die eindringlichsten Fragen über die Ursache der Lichterscheinung nichts weiter herauszubringen, als daß man dieselbe nicht wisse, daß aber schon die ältesten Leute im Dorfe das Licht von Kindesbeinen an gesehen hätten.

Das Geheimniß war also nicht gelöst, obgleich eine Sinnes-täuschung oder ein Betrug dahinter stecken mußte, aber die Lösung derselben erfolgte doch, aber erst sechszehn Jahre später.

Ein junger Kandidat des höhern Schulsaches, ein sehr strebbarer Mann, der sich viel mit Naturwissenschaften beschäftigte hatte, wurde in D. als Lehrer angestellt. Ich hatte demselben von der Lichterscheinung in der Sakristei der Kirche zu G., wie von der Erfolglosigkeit meiner Untersuchung Mittheilung gemacht, und derselbe nahm sich vor, das Problem zu lösen.

Er machte sich eines Abends auf den Weg nach G. und suchte den Bauern K. dajelbst auf, war auch so glücklich, das Licht in der Sakristei zu sehen. Da er jedoch die ganze Sache als Spiegelschere anfah, verhielt er sich sehr ungläubig, und brachte den K. durch viele Kreuz- und Querfragen, durch

eindringliches Zureden und ich weiß nicht, durch welche inquisitorische Kunstgriffe, endlich zum Beichten.

K. der Sohn führte den Lehrer in das bereits erwähnte Mansardenzimmer des einstöckigen Hauses und zeigte ihm die einfache Manipulation des Hervorrufens der Lichterscheinung am gegenüber befindlichen Sakristeifenster.

Er hielt ein brennendes Licht an den unteren Theil des Mansardenfensters, und alsbald erleuchteten sich einige Fensterscheiben des Sakristeifensters. Je höher er das Licht hinauf-rückte, je höher stieg der Lichtschein am gegenüber liegenden Fenster. Er konnte beliebig den oberen oder unteren Theil desselben, das ganze Fenster erleuchten oder verfinstern, je nach der Stellung oder Entfernung des Lichts am Mansardenfenster. Das flackernde Licht der Kerzenflamme gab dem Lichtschein am Sakristeifenster jene zitternde, wellenförmige Bewegung.

Auf diese Weise war eine seit langer Zeit mit Grauen und Schauern angestaunte Wundererscheinung auf eine sehr einfache natürliche Erklärung zurückgeführt und ein Geheimniß gelüftet, das in der Familie des K. von Generation zu Generation fortgeerbt und als Familiengeheimniß sorgfältig gehütet worden war. Aber die Bewohner eines ganzen Dorfes waren eine lange Reihe von Jahren mystifizirt worden und eine Menge gebildeter und ungebildeter Leute, die zu dem Lichte in der Sakristei zu G. gewallfahrtet waren, waren von einem simplen Bauern gründlich hinter das Licht geführt worden.

Daß es aber möglich war, so viele Leute Jahrzehnte lang zu täuschen, hatte zwei Ursachen: die eine, daß das Mansardenfenster hinter dem vorjpringenden Treppendach so günstig verdeckt lag, daß man es vor dem Hause und von dem Fahrwege aus gar nicht sehen konnte, die andere, daß die meisten vielleicht nur die Erscheinung von der Stube oder von der Haustreppe aus beobachteten und keiner das Herz hatte, an das Sakristeifenster oder in die Sakristei zu gehen. Daß ich aber getäuscht wurde, hatte seinen Grund darin, daß so lange ich an dem Sakristeifenster stand und dem K.'schen Haus den Rücken zutehrte, die Lichterscheinung vom Hause aus sichtbar war, wenn ich mich aber dem Hause zuwendete, das Licht am Mansardenfenster sofort erlosch oder ausgelöscht wurde.

Es hat sich auch herausgestellt, daß einer der Vorfahren des K. zufällig die Entdeckung der Lichtspiegelung im Sakristeifenster der Kirche von G. gemacht hat, was auf der bekannten physikalischen Thatsache beruht, daß Glasplatten, deren Rückseite mit schwarzem Lack überzogen, oder über einer Rußflamme geschwärzt sind, die Lichtstrahlen nicht durchlassen, sondern dieselben zurückwerfen, reflektiren. Im erwähnten Falle wirkte der dunkle Innenraum der Sakristei wie der schwarze Ueberzug auf der Rückseite einer Glasplatte, und das reflektirte Licht war um so stärker, je dunkler die Nacht und je dunkler also auch der Hintergrund des Sakristeifensters war.

Was hat nun die Volksphantasie aus dieser Lichterscheinung zu G., die doch bloß auf absichtlicher und plumper Täuschung beruhte, gemacht? Etwa eine halbe Stunde von G. liegen auf einer einsamen Waldhöhe die bemoosten Trümmer einer alten verfallenen Ritter- und Raubburg. Dort hauste einst ein ruchloser Ritter, und dessen arme Seele, die wegen der unsäglichsten Greuelthaten des Ritters nach dessen Tode im Grabe keine Ruhe fand, rang in der Sakristei der Kirche zu B. im Widerschein der Hölle ruhelos um Erlösung. Wie viele mögen da das Gruseln gelernt haben!

Sehr häufig sind die Lichtspiegelungen rein zufälliger Natur, können aber trotzdem unser Urtheil verwirren oder abergläubische Gemüther irre führen. Ein einzelnes, noch in später Nacht brennendes Licht, eine Lampe, der Mond oder die in Abendröthe versinkende Sonne können den späten Wanderer, wenn er in den Strahlenwinkel des zurückgeworfenen Lichts kommt, in den größten Schreden und die peinlichste Unruhe versetzen. So erinnere ich mich noch lebhaft, daß als ich einmal in einer dunklen Sommernacht, es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht — von einer Landtour zurückkehrend, durch das Stadthor des Städtchens H. fuhr, die Fenster der dortigen Rathsstube in grellem Lichtschein glänzten. Ich und mein

Kutscher hatten den Lichtschein bemerkt, und wir glaubten im ersten Schrecken nichts anderes, als daß es in der Rathsstube brenne und die Rathsarhive in Brand gerathen seien. Unter energischer Anwendung der Peitsche ging es in fliegender Eile nach der Unglücksstätte zu, und es hätte nicht viel gefehlt, daß wir Feuerlärm gemacht hätten. Allein nachdem wir etwa zweihundert Schritte zurückgelegt hatten, bemerkten wir zu unserer Verhöhnung, daß derselbe in ganz anderer Richtung an den Fenstern eines Gasthofes erglühete. Die Ursache war bald gefunden. Während alle Hausbewohner der Stadt die Ruhe gesucht und die Lichter ausgelöscht hatten, brannte noch eine einzelne Petroleumlampe, deren Flamme diese beunruhigenden Reflexerscheinungen hervorgezaubert hatte. Wie oft ist durch solche Lichtreflexe falscher Feuerlärm gemacht und die nächtliche Ruhe gestört worden!

Wenn ich jetzt einige Fälle von den Eindrücken des reflektirten Lichts erwähnt habe, so haben andere nächtliche Lichterscheinungen, die vom Volke falsch beobachtet wurden, zu dem traurigsten Teufels- und Hexenglauben Veranlassung gegeben. Eine Sternschnuppe oder ein Meteor, das in einer Entfernung von hunderten von Meilen zu Boden fiel, jedoch für den abergläubischen Beobachter scheinbar über dem Schlot eines Nachbarhauses verschwand, war der leibhaftige Teufel, der seiner Wäghin einen nächtlichen Besuch durch den Schornstein abstattete.

Viele Leute aus den niederen Volksschichten können noch ganz genau den „feurigen Drachen“ beschreiben, mit einem roth glühenden Kopf groß wie eine Tonne, und einem Feuerzweifel, lang wie ein Heubaum. Bekanntlich hinterläßt derselbe, wenn er den zwar halbsprechenden aber allein beliebten Weg durch den Schornstein nimmt, einen Feuerchein über demselben, der genau so lange anhält, als sein Besuch währt, und erst verschwindet, wenn er sich durch den Schlot empfohlen hat. Diesen Feuerchein kann man, wie vor Jahrhunderten, auch noch in unserem angeblich höchst aufgeklärten Jahrhundert beobachten. Aber erst wenn Feuer auf dem Herd brennt und eine Rauchsäule durch den Schlot emporsteigt. Dann bleiben alte und junge Klatschschwester an bestimmten Stellen stehen, machen sich mit verstörten Mienen auf den bedeutamen verdächtigen Abglanz des Höllenfürsten aufmerksam, und zischeln sich abergläubische und boshafte Dinge in die Ohren, zumal wenn der Feuerchein aus einem Schlot herauszubringen scheint, dessen schuldlose Besitzerin, oder deren weibliche Vorfahren unter dem abscheulichen Verdacht des Umgangs mit Höllegeistern standen. Das Experiment, dem Rauche eines Schornsteins einen feurigen Schein zu geben, ist leicht auszuführen. Man braucht nur auf einen in dunkler Nacht rauchenden Schlot in angemessener Entfernung und von dem richtig gewählten Standpunkt aus, das Licht einer Kerzen- oder Petroleumflamme fallen zu lassen, und vom entsprechenden Standpunkt aus die Rauchsäule zu beobachten, so wird man den Rauch in röthlichem Schimmer auf schwarzem Hintergrund erblicken.

Auf dem Lande kommt es ja häufig vor, daß in Bauernhäusern spät an Herbst- und Winterabenden noch ein Reissigfeuer auf offenem Herd zur Bereitung eines frugalen Mahles angezündet wird, oder auch in kleinen Gasthäusern, wo der verspätete und hungrige Wanderer noch etwas für den bellenden Magen verlangt. Da geht es denn bei dem ohnehin selten trockenen Reissig nicht ohne Rauch ab. Zufällig steht ein Licht auf des Nachbarn Tisch, oder es hängt eine brennende Lampe über demselben, die ihre Strahlen auf die aufsteigende Rauchsäule wirft. Der röthliche Schein wird bemerkt, auffällig gefunden, und wenn sich diese Erscheinung öfters wiederholt, da ja der Schlot noch öfters abends raucht und der Tisch im Nachbarhause, auf welchem das Licht brennt, oder die Lampe den Ort, wo sie hängt, nicht verändert, so geht das nicht mit rechten Dingen zu, und in kurzer Zeit munkelt der ganze Ort von den unheimlichen Besuchen des Bösen.

Andere nächtliche Lichterscheinungen, wie geisterhaft wandelnde Laternen, Irrlichter, Ungeheuer mit feuerprühenden Augen finden oft eine lächerlich profane, oder tomische Lösung. Die Orte, wo Laternen von unsichtbaren Trägern oder von

einer Geisterhand ohne allen übrigen Zubehör getragen werden und zu gewissen Stunden der Nacht- und Jahreszeiten eine und dieselbe Bahn in der betreffenden Flur wandeln, sind nicht allzu selten.

Ein mir bekannter Flurweg war in dieser Beziehung verrufen. Zufällig mußte ich denselben einmal in später Nacht in Berufsgeschäften gehen. Richtig, da kam mir die Laterne langsam auf dem schmalen Fußpfade entgegen. Sollte ich umkehren? Nein, das wäre schwach gewesen. Also muthig darauf los. Das Licht rückte näher. Endlich höre ich Fußstritte, und da bekanntlich Geister mit unhörbaren Tritten durch die Welt kommen, so war ich vollkommen beruhigt. Eine hüftelnde alte Frau trat an mich heran und begrüßte mich. Es war eine arme Höferin, die von ihren Butter-, Eier- und Käseinkäufen spät in der Nacht vom Lande nach Hause ging. Auf meine Frage, ob sie immer in so später Nacht heimkehre, erhielt ich eine bejahende Antwort, und auf weiteres Fragen, daß sie sich regelmäßig in dem der Stadt nächsten Dorfe eine Laterne borgte, weil ihre Augen blüde würden, daß sie aber mehrere Male in der Woche immer dieselben Dörfer besuche und denselben Weg gehe. Nach ihrem Tode verschwand die wandelnde Laterne.

Und so ließen sich noch viele Ursachen anführen, die zu dem Aberglauben an wandelnde Laternen Veranlassung gaben. Leute, die in der Mitternacht mit Laternen in Angst und Verzweiflung Hilfe suchten, um z. B. den Arzt, den Thierarzt, die Hebamme u. zu holen, oder die nahe Angehörige in ihren letzten Stündlein besuchen und dabei oft querfeldein und in direkter Richtung ihren Weg nahmen, Schäfer, die mit Laternen in dunkler Nacht die Schäferhütte auf dem Felde suchten, Leute, die unter dem schützenden Mantel der Nacht Garten- und Felddiebstählen nachgingen, oder Nachts die heimlich gestellten Reh-, Hasen- und Rebhühnerhirschen revidirten, solche, die Nachts verbotener Weise dem edlen Waidwerk des Krebsfangs oblagen, oder die heimlich gelegten Fischreusen und Angeln zogen, — alle diese sind häufig die Ursache falscher Vorstellungen gewesen.

Und namentlich solche, die nachts auf unredlichen Wegen wandelten, hatten auch das größte Interesse daran, den Aberglauben nach Kräften zu fördern, weil sie unter dem Deckmantel desselben sicher waren. Während nun diese unter den Spufgestalten von feurigen Männern „arbeiteten“, flüchteten sich Fisch- und Krebsdiebe am liebsten hinter den Schild des Irrlichts, dieses unheimlichen Gastes, der die Menschen in Sumpfe und Moräste verlockt, wo sie langsam versinken und elend ersticken. Sie hatten ganz dasselbe Interesse, ihre Erwerbss- und Bezugsquelle zu verheimlichen und der Konkurrenz vorzubeugen, wie die alten Phönizier, die ihre gewinnreichsten See- und Handelsfahrten mit einem Lügengewebe grauenhafter und abschreckender Schilderungen umgaben.

Der Fälle, wo durch nächtliche Lichterscheinungen Menschen getäuscht und erschreckt wurden, gibt es unzählige, ich beschränke mich jedoch auf die gegebenen und auffälligsten. Hinter allen unerklärlichen Erscheinungen aber steckt allemal eine einfache natürliche Ursache und hinter den Schrecken erregenden Eindrücken ein Fehler der Beobachtung oder die Furcht des Aberglaubens. Wie leicht man selbst bei normalem Sehvermögen in jenen verfallen kann, lehrt die tägliche Erfahrung.

Es ist bekannt, daß die Umrisse der Körperformen, wenn sie aus dichtem Nebel heraustreten, dem menschlichen Auge stark vergrößert erscheinen. Ein sonst ganz beherzter Mann ging in einer nebligen Spätsommernacht heim. Mitten im Wald kommt ihm auf bergansteigender Chaussee ein Bär entgegen. Der Schrecken lähmt die Glieder des Wanderers. Die Flucht zu ergreifen war zu spät. Das Ungeheuer hat sich schon auf einige Schritte genähert. Da kauert sich der Mann in dem durchbohrenden Gefühl seiner Hilflosigkeit zusammen, und stößt mit ausgestreckten Armen und vorgehaltenem Stod den Indianer- ruf: „Hugh!“ aus. Und alsbald schlägt sich schweigend ein biederer Dachs, denn das war das Unthier, seitwärts in die Büsche.

Wer viel im Freien verkehrt hat, weiß, welche bizarren Formen am Weg stehende Bäume in starkem Nebel annehmen.

Vor einer langen Reihe von Jahren hatte ein junger Forstbeamter ein Vogelschießen besucht und trat nach beendigtem Ball an einem nebligen Augustmorgen den Heimweg an. Er war ungefähr eine gute halbe Stunde gegangen, als er in kurzer Entfernung einen riesigen Räuber mit hochgeschwungener Keule am Wege lauern sieht. Die Sache war bedenklich, allein es führte kein anderer Weg nach seinem Wohnort. Er mußte an dem Unhold vorbei. Der Gedanke, den Hirschfänger an der Seite zu haben, gab ihm Muth. Er riß ihn aus der Scheide und schrie das verdächtige Subjekt an. Keine Antwort. Drohend und schweigend stand es da, ohne einen Zoll zu weichen. Mit hochgezückter Waffe ging er nun auf den Räuber los, aber freudig enttäuscht ließ er sie bald sinken. Denn er hatte einen alten Weidenstumpf attackirt. Mir selbst ist es passiert, daß mir auf der Straße, als ich an einem nebligen Herbstmorgen auf das Land fuhr, ein gehörntes Ungeheuer, anscheinend eine Kuh, entgegenkam. Ich staunte, allein da mein Pferd kein Zeichen von Unruhe zu erkennen gab, so fuhr ich auf das räthselhafte Thier los, in der Voraussetzung, daß es schon zur richtigen Zeit meinem Wagen ausweichen würde. Und das traf bald ein. Denn die vermeintliche Kuh schumpfte zu einem Hasen mit gespitzten Löffeln ein, der querfeldein entran.

Der Grund dieser scheinbaren Vergrößerung liegt in den nebelhaft verschwommenen Körperumrissen eines Gegenstandes, und darin, daß das beobachtende Auge keinen Maßstab zur richtigen Beurtheilung der Größe eines Einzelkörpers hat, da die übrigen Gegenstände, mit denen wir jedes Objekt unwillkürlich vergleichen und kontrolliren, nicht sichtbar, sondern vom Nebel verhüllt sind.

Zum Schluß noch die Schilderung einer Begebenheit, die sich bei hellem Tageslicht ereignete, und doch falsch beobachtet und zum übernatürlichen Ereigniß aufgeblasen wurde.

Im vorigen Jahr war ich bei M. mit dem Aufdecken eines Hügelgrabes beschäftigt. Bei einer Arbeitspause frug mich ein Arbeiter, ob ich schon wisse, daß es dort umgehe. Sehr wohl möglich, erwiderte ich, denn es geht ein Weg durch den Wald. Nein, so meine er es nicht, es sei nicht richtig in der betreffenden Gegend. Weniger um abergläubischen Blödsinn, als um vielleicht den Kern einer interessanten Sage, die auf dem Boden eines vorgezeichneten

lichen Friedhofs leimte, zu entdecken, gab ich zu, daß die Gegend dafür ganz geeignet, indem sie ein alter Begräbnißplatz sei. Nun erzählte der Mann, daß zwei Jahre vorher eine Frau in der angegebenen Gegend am hellen Tage gefrast habe. Da sei plötzlich ein kniehohes Mäunchen mit feurigen Augen vor ihr gestanden, habe sie starr, ohne ein Wort zu sagen, angesehen und sei plötzlich verschwunden. Seit dieser Zeit gingen die Mädchen aus dem Nachbarorte nicht mehr einzeln zum Grasholen, sondern nur in größerer Gesellschaft, und sie beeilten sich, lange vor Sonnenuntergang wieder aus dem Walde zu kommen, weil ihnen sonst vor Grauen die Haare zu Berge ständen.

Schon während der Erzählung des Arbeiters konnte ich das Lachen kaum zurückhalten, und als ich mir die demselben bekannte Frau, welche ihm die Spuk- und Gespenstergeschichte selbst mitgetheilt hatte, näher beschreiben ließ, wurde es mir klar, daß ich selbst die Ursache zu dem Verruß der Gegend gegeben hatte. Ich war nämlich auf meinen Kreuz- und Querwegen durch den Wald, die ich auf das Geradewohl unternahm, unversehens auf eine Gräserin gestoßen, die in schnelligster Hast, wahrscheinlich auf verbotenen Waldwiesgrund, ihren Korb zu füllen suchte, und mich erst bemerkte, als ich in geringer Entfernung von ihr stillschweigend vorüberging. Es ist mir unvergänglich, wie mich die Frau mit den Zeichen des höchsten Entsetzens, mit weit aufgerissenen Augen, offenem Mund und schlaff herabhängenden Armen sprachlos anstarrte. Das dauerte jedoch nur einige Sekunden, denn ich war bald hinter einem hohen Hügelgrab verschwunden, den maßlosen Schrecken der Frau auf die grundlose Furcht der Auspandung wegen verbotenen Grasholens schiebend. Ich beschrieb nun dem Arbeiter die Stelle, wo die Begegnung stattgefunden hatte, das Aussehen, die Statur der betreffenden Frau etc. und hatte die Genußnahme, denselben von seiner falschen Meinung abzubringen. Er nahm sich auch auf mein Jureden vor, die Sache aufzuklären und dieselbe in ihrer Lächerlichkeit bloßzustellen. Allein ob es viel gefruchtet hat, bezweifle ich. Ich werde nun wohl schon bei Lebzeiten umgehen müssen, und die Moral dieser Geschichte ist: alle Leute, die umgegangen sind, sind nur bei ihren Lebzeiten umgegangen, denn nach dem Tode geht keiner mehr herum.

Die westlichen Karolinen und die Insel Yap.

Von Dr. Koeniger, Arzt an Bord Sr. Maj. Korvette „Hertha“.

Rachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

Seit dem Verlassen der Marianen^{*)}, am Montag, den 17. Januar 1876, waren wir gezwungen, um den 150^o östl. L., welcher die östliche Grenze des Gebietes bildete, das die „Hertha“ zu besuchen hatte, zu erreichen, beständig zu kreuzen, da der sogenannte Nordostpassat zwar fortwährend steif blieb, aber nicht aus Nordost, sondern aus Ost wehte. Während dieser Tage passirte uns ein auf Seeschiffen nur zu häufiges Ereigniß, das diesmal glücklicherweise gut abließ. Schon im indischen Ocean hatten wir durch Ueberbordsfallen einen Unteroffizier verloren, damals waren alle Rettungsversuche umsonst, da, wie ziemlich sicher angenommen werden mußte, der Unglückliche einem das Schiff verfolgenden Hai zum Opfer gefallen war. Ähnliche aufregende Minuten erlebten wir am 20. Januar. Während des Segelezerzirens fiel ein Matrose aus den Backbordgroßwanken über Bord. Glücklicherweise lief das Schiff wenig Fahrt, nur etwa 5 Knoten, eine Rettungsboje wurde sehr geschickt dem Verunglückten so nahe geworfen, daß er sie als guter Schwimmer bald erreichte, und da alle Mann ohnedies an Deck waren, so erfolgte das Weidrehen des Schiffes und das Klarmachen des Rettungsbootes in wenigen Sekunden. Bald war der Verrettete an Bord und erholte sich bei entsprechender leiblicher Stärkung von dem stattgehabten Schrecken. Außer einigen leichten Quetschungen, die er beim Herabfallen durch Aufschlagen auf die Bordwand davongetragen, hatte er sich nichts gethan, war aber während der kurzen Zeit, die er

bis zur Ankunft des Bootes auf der Rettungsboje sitzend gebracht, durch zwei gewaltige Haie, die ihn in engen Kreisen beständig umschwammen und sich über das Entschlüpfen der sicheren Leute nicht wenig geärgert haben mögen, in große Angst veretzt worden.

Endlich am 24. Januar konnten wir vor der Insel Ulap weidrehen. Dieselbe, zu der Gruppe Los Martires gehörend, ist wie die meisten westlichen Karolinen eine reine Koralleninsel und bildet mit den anderen der Gruppe einen Atoll. Die Inseln liegen, wie die Anordnung sich ähnlich fast stets bei den Atollen findet, im Kreise und sind untereinander durch das Korallenriff, welches die Peripherie bildet, verbunden. Sie umschließen die sogenannte Lagune, zu der gewöhnlich durch Lücken im Riff eine Einfahrt möglich ist, wenn auch meist nur für Boote.

Alle diese Inseln ragen nur wenige Fuß über die Meeressfläche empor und sind daher auch nur auf die Entfernung von etwa zwei geographischen Meilen sichtbar. Gewöhnlich sind sie $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ geographische Meile lang und $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{4}$ breit, oft kleiner, selten größer. Obgleich der nackte Korallenfels überall zu Tage tritt und kaum eine Spur von Humusdecke vorhanden zu sein scheint, sind doch alle diese Inseln mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Die Artenzahl der Flora ist zwar gering, doch immer noch reicher wie auf den Marshall- und Gilbertinseln; Kokospalmen, Pandanus, Brotfrucht, Taro sind die hauptsächlichsten Gewächse, welche den Eingeborenen ihren Lebensunterhalt liefern. Bananen, Bambus, Orangen kommen erst auf den westlichsten Gruppen vor.

*) Bgl. Nr. 14. S. 227.

gend
sei.
Frau
habe.
ugen
an-
ngen
zum
e be-
Salbe
Berge

e ich
elben
hichte
mir
d ge-
Quer-
inter-
igster
Korb
inger
mir
chsten
s und
uerte
einem
n der
t ver-
beiter
sehen,
enug-
ingen.
e auf-
stellen.
werde
Moral
sind
e geht

men.
70.

ad zu-
reien
en der
große

Dslap
ehörig,
rallen-
stoll.
st stets
durch
n. Sie
Lücken
Boote.
Keres-
ng von
sind sie
kfeiner,
u Tage
zu sein
nwuchs
immer
Kofos-
lichsten
liefern,
stlichsten



„Ein Jäger aus Karpfols, der reitet durch den grünen Wald.“
Originalzeichnung von W. Stimmer.

Fast alle Inseln sind bewohnt, die meisten sogar recht dicht, so daß hier wenigstens noch keine Abnahme der Bevölkerung zu bemerken ist. Trotz der hohen See kamen uns von Ulap sofort verschiedene Canoes mit großen dreieckigen Mattensegeln, jedes mit 3—5 Eingeborenen besetzt, entgegen und ihre Inassen umraderten mit großem Geschrei das Schiff. Sie waren außerordentlich schön, ergriffen zwar die ihnen zugeworfenen Enden, kletterten aber nicht an Bord unseres Schiffes, weshalb die Verständigung mit ihnen sehr mangelhaft war. In den Booten waren übrigens hier nur Männer.

Nach kurzer Zeit brauchten wir wieder voll und gingen jetzt, da wir den östlichsten Punkt unserer Reise erreicht hatten, vor dem Winde nach Westen. Das neubeginnende Schlingern des Schiffes erschien mir als eine große Unnehmlichkeit nach dem wochenlang vorangegangenen Stampfen mit seinen abscheulichen ungleichen und heftigen Bewegungen. Am folgenden Tage drehten wir in gleicher Weise wie vorher vor den Inseln Satawal, Lamotrek und Etato bei. Auch hier kamen sofort Boote längs und die etwas dreisteren Eingeborenen kletterten an Bord der „Hertha“, wo sie uns mit unermüdlichem Eifer berochen, bespülten, befeigten, bestaunten und anschwätzten. Sie zeigten große Freude über Tobakko, dessen Gebrauch sie kannten, nahmen auch Glasperlen und ähnliche Kleinigkeiten gerne an, ihr größter Wunsch waren aber Messer, das englische Wort knife war ihnen bereits bekannt. Als Gegengeschenke brachten sie Muscheln, Muschelhörner, Kokosnüsse und Stücken Schildpatt.

Am 26. Januar nachmittags kamen wir vor die größere Alea-Gruppe. Die Lagune hat hier eine treffliche geschützte Einfahrt, und bald lagen wir im völlig stillen Wasser vor Anker. Die beiden größten Inseln der etwa 23 zählenden Gruppe sind Ulea und Kaur. Von letzterer wehte uns die auf einer Palme verkehrt aufgezogene deutsche Flagge entgegen, und bald erschien der Besitzer der dazu gehörigen Hütte, ein alter englischer Matrose Edward Williams an Bord, um sich als Vertreter der Firma Godfrey vorzustellen, die auf mehreren dieser Gruppen Agenten hat. Mr. Williams lebt seit langen Jahren in der Südsee, seit mehreren auf Kaur. Unter seiner Führung lernte ich Land und Leute etwas näher kennen.

Der Typus der westlichen Karoliner zeigt für den Unbefangenen deutlich den gewaltigen Unterschied in der Körperbildung zwischen Mikronesiern und Polynesiern, der zwar nach der Ansicht einer Autorität wie Meineke nicht größer sein soll, wie der zwischen Deutschen und Scandinaviern, aber in Wirklichkeit bedeutender ist, als etwa der Unterschied zwischen Deutschen und Portugiesen. In Samoa z. B. wo viele Mikronesier von den Marshallinseln auf Plantagen arbeiten, würde auch der allerbersächtigste Beobachter niemals in den Zerstüm verfallen, diese mit Samoanern zu verwechseln. Offenbar sind die Verwandtschaftsverhältnisse der die Südsee bevölkernden Stämme noch lange nicht im einzelnen hinreichend aufgeklärt. So sind z. B. die Bewohner von Niueh oder von Karatonga, welche als reine Polynesier gelten, ganz anders gebaut wie Samoaner, Tonganer oder Maori und doch sollen die letzteren nach der gebräuchlichen Annahme von Karatonga aus vor gar nicht langer Zeit Neuseeland bevölkert haben. So bilden auch die östlichen Mikronesier einen wahren Gegensatz zu den westlichen Karolinern und Palauinsulanern, den man jetzt durch stärkere Mischung der letzteren mit Papuas erklärt.

Der Marshallinsulaner sieht aus wie ein Malaye, ist klein, gelbbraun, schmutzig, schmaläugig, glatthaarig, hat breiten Mund und Nase, vorstehenden Jochbogen, schwachen Bart; der westliche Karoliner ist im Durchschnitt groß, die meisten haben zwar breite Gesichter, aber ohne daß die Jochbogen stark vorstehen, die Nasen sind häufig scharf geschnittene Adernasen, und dem entsprechend sind dann die Gesichter länger und schmaler, der Bart stärker, wenn auch meist nur am Kinn entwickelt. Das Haar ist gewöhnlich lockig oder kraus, mitunter zu einer stattlichen Perücke aufgethürmt, manchmal indes auch schlicht. Stets sind aber die Augen frei von allen mongolischen oder malayischen Eigentümlichkeiten, sondern groß und sehr ausdrucksvoll. Die Hautfarbe ist hell zimmetbraun. Ich sah Personen, besonders junge Männer, die bei wenig hellerer Haut-

farbe ganz gut für Südeuropäer hätten gelten können, und zwar für schöne, da die Muskulatur meist gut entwickelt ist, und der Körper der Männer sogar nach unieren Begriffen oft tadellos erscheint. Die Haare lassen sich beide Geschlechter lang wachsen und frei herunterhängen.

Die Kleidung der Männer ist überall ein einfaches Leinentuch aus Matten von Bananenbast oder aus irgendwo erhandelten europäischen Lappen bestehend, die Frauen tragen ein breites Tuch aus denselben Stoffen. Im übrigen sind sie nackt. Als Schmuck wird alles mögliche: Muschelstücke, Schildpatt und Glasperlen in Form von Armbändern, Halsbändern und als Ohrringe in den durchbohrten und enorm bis auf 4 Zoll Länge ausgebeulten Ohrschläpchen getragen, jedoch auf den östlichen Inseln in größerer Menge und geschmackloserer Auswahl; die Nasen sieht man nur sehr selten durchbohrt. Im Haar trägt jeder Karoliner einen hölzernen, gewöhnlich dreieckig auch mehrlinigen Kamm, gewöhnlich mit einer Feder geschmückt. Die überall gebräuchliche Tätowierung ist gerade nicht sehr kunstvoll und beschränkt sich meist auf Fißadlinien, Sterne und Fische, die auf den Armen und Beinen angebracht sind. Auch die Sitte, sich bei festlichen Gelegenheiten Gesicht und Hände mit Kurfana, Oker und Kalk zu malen, geht über alle Inseln, die wir hier besuchten, ebenso wie einzelne Personen ihrem Haar durch Behandlung mit Kalk eine rothbraune Farbe ertheilen, welcher Gebrauch auf anderen Gruppen allgemein herrscht. Auf den Samoas z. B. sieht man Sonnabends alles mit weißem, mit Kalk eingeschnittenem Haupthaar ertheilen zur Vorbereitung für den Sonntag, wo die hierdurch hervorgebrachte rothbraune Farbe in der Kirche sich besonders schön ausnehmen soll. Als kriegerischer Schmuck dienen bei den Karolinern, wie auch vielfach anderwärts, friische Bast- oder Palmenblattstreifen, welche um den Hals und die Arme gebunden werden und auch die Schnäbel der Canoes zieren. Die Canoes sind die bedeutendste technische und künstlerische Leistung der Karoliner, welche als Seefahrer in der Jetztzeit den ersten Rang unter allen Polynesiern einnehmen.

Als die vorzüglichsten Seesente unter ihnen gelten die Insulaner von Yap, welche ihre Canoes indes auf den Palauinseln bauen wegen des hier vorhandenen besseren Holzes. Die Boote, je nach den Zwecken von verschiedener Größe, bis 40 oder 50 Kubiker fassend, auf den weiter östlich gelegenen Inseln, z. B. Ulea, jedoch viel kleiner, sind elegant gebaut, roth bemalt und mit Muscheln verziert. Alle Rätze werden durch Stride von Kokosbast verbunden und mit Ikon sehr geschickt verschmiert. Oben sind sie meist offen, nur die Kriegscanoes auf Palau sind theilweise gedeckt. Alle haben einen Ausleger und das Gerüst, welches diesen mit dem Boot verbindet, dient als Vorrathsräum und als Aufenthaltsort der Anführer. Der Mast fährt ein großes dreieckiges Mattensegel. Da die Boote sehr schmal und scharf gebaut sind, so sind sie vorzügliche Segler, wenn auch die oft verbreitete Behauptung, daß sie bis 20 Seemeilen in der Stunde liefen, sehr übertrieben ist. Ein gutes europäisches Segelboot leistet wohl dasselbe. Vorzüglich wissen aber die Insulaner mit ihren Booten umzugehen. Ohne Kompaß unternehmen sie jährlich große Handelsreisen nach der Marianeninsel Guam, ja sogar nach Manila. Die Yapleute haben durch große Kriegszüge sich die benachbarten Inselgruppen tributpflichtig gemacht, vor einigen Jahren sogar die Alea-Gruppe, welche etwa 360 Seemeilen von Yap entfernt liegt. Daß die Boote umschlagen oder untergehen, kommt wegen ihrer Konstruktion kaum vor, öfters aber, daß die Inassen auf längeren Reisen nach Aufzehrung der Vorräthe Hungers sterben.

Auf Ulea sind die Hütten ziemlich kunstlos aus Palmenblättern geflochten und enthalten nur einen Raum für die ganze Familie. Das Aneublement besteht aus einigen Matten, die auf den festgetretenen Boden ausgebreitet sind. In der Umgebung der Hütten, die hier stets ein Rechteck als Grundfläche haben, ist meist ein mit kleinen Steinen belegter freier Platz mit dem Heerd, d. h. einer flachen Grube, in der über dem Feuer die Steine erhitzt werden, zwischen welchen die Brotfrucht gebacken wird. Daneben liegt ein Haufen Kokos-

nüsse, welche auf geschickte Art mit einem spitzen Holz geöffnet werden. Das Kokosnussfleisch wird dann auf Matten an der Sonne getrodnet, um als Kopprah gegen Tabak und eiserne Geräte, Baumwollstoffe und ähnliches verhandelt zu werden.

Im nahegelegenen Sumpfe bearbeitet die Frau die Taropflanzung, während ein Junge die hohen Kokospalmen erklettert, um die Früchte, die die gütige Natur während des größten Theils des Jahres bietet, zu ernten. Zur Erleichterung des Kletterns sind entweder in geeigneten Abständen Kerben in den Baum geschnitten, oder der Junge verbindet die beiden den Stamm umfassenden Hände mit einem Strick und ebenso beide wider denselben gepressten Knie. Beim abwechselnden in die Höheziehen der Arme und Nachholen der Beine geben diese Stricke Halt und Erleichterung. Zum Feuermachen wird jetzt allgemein das Feuerzeug aus Stahl und Stein benutzt; als Zunder dient Palmenmark, welches ebenso leicht Feuer fängt. Zur Aufbewahrung dieses Feuerzeugs und sonstiger Utensilien, besonders auch der Messer, trägt jeder Karoliner eine kleine roh geflochtene Basttasche stets bei sich.

In Begleitung von Mr. Williams besuchte ich auch den Häuptling von Nau, dessen Haus sich in nichts von den übrigen Hütten unterschied. Auch ist die Macht der Häuptlinge hier überhaupt schattenhaft, anders wie auf Yap und den Palauinseln. Wo wir hinkamen, zeigten sich die Mleaner äußerst harmlos und gutmüthig. Waffen haben sie außer eingehandelten Messern gar nicht. Ueberall wurden wir mit Kokosnüssen bewirthet und verschenkt dafür Cigarren. Im Anfang hatte man Furcht vor uns, da man uns für Spanier hielt. Ein spanischer Regierungsbeamter, mit Deportirten beladen, hatte nämlich etwa neun Monate vorher die Insel berührt, wobei den armen Wilden alles Federvieh und alle Schweine gestohlen, ihre Hütten zum Theil verbrannt und sie selbst mit ihren Weibern der brutalsten Behandlung ausgelegt worden waren. Im Anfang waren daher Frauen und Kinder versteckt, bald aber sah man Zutrauen zu uns, und bei unserem Abgange war die „Hertha“ von Booten mit Frauen und Kindern ganz umringt, die uns alle herzlichste Lebewohl zuriefen. Bei unseren Streifereien ließen wir uns nach Mlea selbst, der größten Insel, sowie nach einigen andern übersehen, wo überall dieselben Verhältnisse anzutreffen waren. Nach der Lagune zu haben alle Inseln einen sanft absteigenden Sandstrand, nach dem Ozean zu donnert die Brandung gegen den nackten Fels. Ich entdeckte hier einen prächtigen Steinfig, wie dazu gemacht, die Stunde zu verträumen. Nichts störte die Einsamkeit; auf dem Fels hingen zahlreiche kleine Eidechsen umher, und große und kleine Taischen- und Einsiedlerkrebse treiben ihr possirtliches Wesen, und nur hin und wieder tangt eine große weiße Möve spielend von einem weißen Wellenkamme zum nächsten. Mit Mr. Williams besuchte ich auch sein Haus. Es untercheidet sich durch Größe und durch Theilung in drei Zimmer von den anderen Hütten. Wir wurden von der Gemahlin des Hausherrn empfangen, einer jungen Dame von der Anachoretengruppe in der Nähe von Neu-Guinea, welche ganz gut englisch sprach und in ihrem feuerrothen Rocke und ihrer feinhaarigen lockigen Perücke einen trefflichen Eindruck machte. Als Handarbeiterin besonders in Matten aus Bananenbast war sie sehr geschickt, und ich durfte nicht scheiden, ohne ein Erzeugniß ihres Kunstfleißes als Andenken mit auf den Weg zu nehmen, wofür ich ihr mit einem Paar schöner Glanzlederschuhe einen langgehegten stillen Wunsch ihres Herzens erfüllte. Die Gruppe wird halbjährlich von den Godeffroy'schen Schiffen besucht. Es liefert dann der Agent die bis dahin gesammelte Kopprah an dieselben ab, wogegen er seine Lebensbedürfnisse und seinen Gehalt erhält.

Am 29. Januar segelten wir von der Mleagruppe weg und passirten am folgenden Nachmittag die Insel Feys oder Tromelin. Dieselbe ist nur klein, aber nicht korallinischer Entstehung, sondern eine ca. 60 Fuß hohe, an der Westseite steile, östlich nach abfallende Basaltklippe. Wir drehten bei, die Insel schien stark bevölkert, wenigstens standen viele Eingeborene am Strand, und wir zählten eine große Menge stattlicher Hütten. Es kamen ein Duzend Canoes herbei, ziemlich große Kriegsfahrzeuge für 12 bis 20 Mann, alle mit Bast geschnürt und

roth und gelb bemalt. Die Mannschaft war vorzüglich eingezert, ruderte taktmäßig, wobei sie ein aus kurzen abgebrochenen gehenartigen Tönen bestehendes Kriegeslied sangen und von Zeit zu Zeit unter Verstärkung des Gesanges und ebenfalls taktmäßig die buntbemalten Ruder in seltsamen Bewegungen durch die Luft schwingen. Im übrigen waren sie unbewaffnet und brachten uns Früchte, d. h. Kokosnüsse und miserable Bananen, die auch hier noch nicht recht gedeihen. Große Freude machte es ihnen, nach über Bord geworfenen leeren Flaschen zu schwimmen und zu tauchen. Auch die etwa ins Wasser gefallenen Cigarren wurden mit Eifer aufgesischt.

Immer in angenehmer wiegender Bewegung 8 bis 10 Seemeilen in der Stunde vor dem Winde laufend, kamen wir am 31. Januar vor die Mithi- oder Madenziegruppe, wo wir wieder in kurzen Verkehr mit den Wilden traten, und abends in die Nähe der Insel Yap, die wir indes erst am 1. Februar erreichten. Aus der Ferne sieht man mehrere scheinbar ganz getrennt liegende Hügel aufsteigen, die durch flacheres Land verbunden sind. Yap ist eine etwas größere Scholle als die bisher von uns angelaufenen Koralleninseln, seine Hügel mögen gegen 500 Fuß Höhe erreichen. Dichter Palmenwald krönt das Gelände am Ufer, auch das Innere ist überall bewaldet. Die Bevölkerung ist sehr dicht, nach den uns gewordenen Angaben zählt Yap etwa 6—8000 Einwohner, die in eine große Zahl Stämme zerfallen, welche jedoch meist zu zwei großen politischen Vereinigungen gehören. Der eine Bund hat seinen Hauptort auf der Ostseite der Insel, und hier bilden auch die Korallenriffe einen guten Hafen, dessen Einfahrt für die „Hertha“ tief genug war, die sogenannte Tomilbai. Zwei amerikanische Schooner lagen bei unserer Ankunft drinnen vor Anker, und der Kapitän des einen kam uns entgegen, um uns als Loosie zu dienen. Von einem kleinen Eiland im Hafen wehte uns auch hier wieder die deutsche Flagge entgegen, und ihr Besitzer, ebenfalls Godeffroy's Agent und Engländer, machte an Bord seine Aufwartung. Außerdem hat noch eine andere deutsche Firma hier Vertreter. Hauptausfuhrartikel ist neben Kopprah auch Schildpatt, und die Schoner waren auf dem Fang von Biches de mer (Trepang), den ehbaren Holothurien für den chinesischen Markt. Da wir einen chinesischen Koch hatten, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir das köstliche Gericht auch einmal zubereiten zu lassen. Die Seewalzen wurden mir gegeben und mit einer vorzüglichsten Sauce vorgelegt, sie schmecken ganz ähnlich wie Schildkrötenfett und mundeten mir sehr gut. Den hohen Preis, den die Chinesen dafür zahlen, würde allerdings wohl kein Europäer geben (90—200 Mark das Pikal, etwa 1000 Stück, in Singapur).

Die Einwohner von Yap erfreuen sich einer höhern Kultur als die der von uns bisher besuchten Inseln. Was uns zuerst auffiel, war die hier allgemein eingeführte widerliche malayische Sitte des Betelkauens mit ihren unangenehmen Folgen des Röhrens der Lippen und Schwärzens der Zähne. Die frisch vom Zweige der Kratapalme gepflückten Betelnüsse werden ganz oder halbirt in die Blätter des nur kultivirt hier vorkommenden Betelpfeffers (palauanisch Kabu) eingerollt, aus einem zu diesem Zweck hergerichteten Bambusstab Kalk darauf geschüttet, und der Klumpen in den Mund gesteckt. Nüsse sowohl wie Blätter haben einen auch für uns nicht unangenehmen würzigen Geschmack.

Die Eingeborenen tragen hier das Haar in einen einfachen Knoten geflochten; die Kleidung der Männer ist dieselbe wie auf den Karolinen; die Frauen aber tragen kurze, bis zu den Knien reichende Röcke aus bunten Baststreifen und Blättern, die von vorn gesehen den Eindruck machen wie die kurzen Röcke unserer Ballettänzerinnen. Die Yapinsulaner sind kriegerischer als ihre karolinischen Nachbarn, wie auch aus der erwähnten Thatfache ihrer verbreiteten Oberherrschaft hervorgeht. Sie haben hölzerne Lanzen und Wurfspeie, die erlernen mit einer aus einer Muschel geschliffenen Spitze versehen, sowie Netze aus geschliffenen undurchbohrten großen Muschelschalen, die an den hölzernen Stiel angebunden sind, doch sind jetzt allerdings eiserne Geräte eingeführt. Daß sie für die besten Seefahrer gelten, habe ich bereits erwähnt. Ihre politische

Organisation ist ziemlich straff, die Häuptlinge haben ausgedehnte Befugnisse, z. B. das Recht, die Frauen des Stammes zu verheirathen und ihren Preis zu bestimmen, der gewöhnlich auf ein bis zwei Schweine festgesetzt wird. Die Hütten sind groß und außerordentlich kunstreich gebaut, zum Theil auf einer 4 Fuß hohen Steinunterlage sehr sorgfältig aus Bambus und Palmenblättern mit Hilfe von Stricken konstruirt und in mehrere Räume getheilt, mit einem Vorraume und einer ringsherum laufenden, nach außen offenen Gallerie. Die Hofräume um die Hütten sind äußerst reinlich gehalten und mit hübschem Holzsaum umgeben. Die einzelnen Dörfer sind durch eine ca. 12 Fuß breite gepflasterte und vorzüglich im Stande gehaltene Kunststraße verbunden. Ebenso hat jedes Dorf zum bequemeren Anlegen der Boote eine große massive Steinpier. In der Mitte des Dorfes steht das Gemeindehaus, ein 120 Fuß und mehr langes Gebäude, von den Fremden gewöhnlich Bighouse genannt, das als Rathhaus, Casino, Herberge für Fremde und zu mehreren andern Zwecken dient. Vor dem Hause ist ein freier Platz, einem Kirchhof ähnlich, mit großen Steinen besetzt. Hier werden die geselligen Zusammenkünfte abgehalten; auch zu unserer Ehre wurden Tänze aufgeführt und Gesänge vorgetragen. Letztere bestanden aus langgezogenen eintönigen unisono vorgetragenen Rhythmen.

Interessant sind die vor den meisten Hütten in verschiedener Menge und Größe, von einem Decimeter bis einem Meter Durchmesser, stehenden runden, durchbohrten Steine,

die genau wie Mählschnecken aussehen. Es ist dies das Yap-geld, das wenigstens in seinen größeren Stücken den nicht genug zu schätzenden Vorzug hat, daß man es ebenso schwer fehlen kann, wie einen eisernen Kassenjoch. Dies sonderbare Geld wird auf den Palauinseln, wo es indes nicht cursirt, aus Steinbrüchen gewonnen (es besteht aus einem kristallinischen Kalkstein), und sein theilweise hoher Werth beruht jedenfalls auf der schwierigen Fortschaffung der größeren Stücke über den stets bewegten Ozean vermittelst der kleinen Fahrzeuge. Hohen Werth haben auf Yap auch die von einem Theile der Einwohner getragenen manichetenartigen weißen Korbänder, welche aus der äußeren Bindung einer großen Schnecke gearbeitet sind.

Einigermassen zu meinem Aerger, da ich nur wenige Stunden hatte an Land zubringen können, verließen wir schon am 3. Februar unter Dampf die Tomil-Bai. Der gute achterliche Wind trieb uns schnell nach Südwest, und schon am folgenden Tage passirten wir die ausgedehnte Gruppe des Mateletas, auch hier umschwärmt von einer Reihe Canoes, die das sonderbare riesige fremde Fahrzeug bewunderten. Schon am 5., Sonnabend abends, kam der östlichste Punkt der Palauinseln in Sicht, Kap Artingal. Wir kreuzten während des Sonntags an der Ostseite der Gruppe, umgeben die Südspitze und erreichten am Montag, der Westküste entlang nach Norden dampfend, die auf den Karten falsch angegebene, gesuchte Einfahrt durch das Korallenriff, welches die ganze Gruppe in der Entfernung von ein bis drei Seemeilen umgibt.

Am Familientische.

Die beiden Brautpaare.

(Zu dem Bilde auf Seite 317.)

Im Hause unseres greisen Kaisers herrscht hohe Freude, denn in wenigen Tagen werden eine Ekelin und eine Großnichte des Monarchen vor den Traualtar treten. Schon ist die Aussteuer der Prinzessinnen den Augen des theilnehmenden und wüthbegierigen Büttlers zugänglich gemacht worden, und die Berliner Zeitungen bringen lange Berichte über alle die Herrlichkeiten, die dort zu sehen gewesen sind. Andererseits wird auch das Schloß schon hergerichtet für alle die glänzenden Festlichkeiten, mit denen die Hochzeiten der Töchter aus unserem Kaiserhause umgeben zu werden pflegen.

Da ist es denn an der Zeit, daß auch das Daheim seinen Lesern das Bild der beiden Brautpaare bringt und demselben einige Angaben über das Alter der Beteiligten hinzusetzt.

Die Prinzessin Charlotte, die Tochter unseres krongrünglichen Paares, ist am 21. Juli 1860 zu Potsdam geboren. Ihr Bräutigam, der Erbprinz Bernhard von Meiningen, ist neun Jahre älter, denn er erblickte das Licht der Welt am 1. April 1851.

Die andere Braut, die Prinzessin Elisabeth Anna, die zweite Tochter des Prinzen Friedrich Karl, ist am 8. Februar 1857 ebenfalls in Potsdam geboren. Sie ist verlobt mit dem Erbgroßherzog Friedrich August von Oldenburg, geboren 16. November 1852.

Jagdpoesie.

(Zu dem Bilde auf S. 325.)

So lange es lebt, hat unser Volk den Wald und das Waidwerk geliebt. Alle seine Lieder und Sagen sind erfüllt von Waldluft und Waidlust. Die Hirschen gingen auf die Jagd, und der höchste Gott jagte allmächtig von seinen Kluden umhüllt durch die Wälder. In Friedenszeiten lagen die deutschen Männer fast den ganzen Tag im Walde; an Eber und Hür machten die jugendlichen Helden ihre Probetunde. Alle großen Helden, welche die alten Epen besingen, waren fähige Jäger. Im Nibelungenlied ist die Jagd der „waldirische hintergrund“ des blutigen Todes Siegfrieds. Die Volkslieder des XV. und XVI. Jahrhunderts lassen das Jagen meist in ein Liebesabenteuer auslaufen: Es ritt ein Jäger wohlgemuth als er da kam auf grüne Heide; wohl in der Morgenstunde, fand er seines Herzens Lust und Freud; wollt jagen in dem grünen Wald im Maien am Reichen mit seinem Hof und Hunde; sich freuten alle Knaben und Mägdelein.

Aus viel späterer Zeit stammt das Lied, dessen Anfang uns beim Anblick des Simmlerischen Bildes unwillkürlich in den Sinn kam:

Ein Jäger aus Kurpfalz, ja lustig ist die Jagerei
 der reitet durch den grünen Wald, ja lustig ist die Jagerei
 er schießt das Wildpret her allhier auf grüner Heide!

gleich wie es ihm gefallt.

Doch weiter geht das Lied nicht zu dem Bilde; denn der Dichter zielt auf ein „Mägdelein“ hin, während der Maler die Heimführung des mächtigen Hirsches, der Beute des Tages, feiert.

Auch die Jagd als solche, ohne Liebesanlässe und ohne jegliche Symbolik, hat ihre Vertretung in der deutschen Poesie gefunden. Ein Stück solcher Jagdbichtung enthält Goethe's von Stroßburgs „Tristan und Isolde“. Das ganze fünfte Buch handelt von des Helden Jagdkünften, die an einem Hirsch zur Ausführung und Anwendung kommen. Zuletzt ordnet er nach allen Regeln den Jagd:

Paar auch aber zwei und zwei und reißt euch ganz so wie ihr wißt, daß der Hirsch beschaffen ist —

er selbst reitet voraus und läßt sein „helles Hörntein“ erschallen. Die Blütezeit dieser eigentlichen Jägerlieder ist aber die Zeit von der Mitte des XVII. bis zu der des XVIII. Jahrhunderts; der fleißige Sammler Freiherr von Dittfurth theilt in seinen „Deutschen Volks- und Gesellschaftsliedern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts“ allein 25 solcher mit, die oft bis zur Ernüdung (gleich das erste hat nicht weniger als 34 Verse) das Jagen und die Jäger preisen. Der geschmacklose Geist jener Zeit ist darin freilich unverkennbar; so heißt es in einem dieser Poeme:

Wald durch die Blumen guckt, Alle Künste weichen weit,
 wann Diana steht im Streit, Wann in dem Paradiesal
 Alio sich dacht, Themis sich schmückt, Laut' des Waldmanns Wiederhall.

Im Gegenjag zum Jäger des alten Volksliedes, der sein Lieb im grünen Wald findet, singt hier „ein rechter Waidmann“:

Ich denk' darbei an meinen Schatz, derweil ich schon auf der Jagd
 so noch ruht in Federkissen, inapier habe ichmigen müssen —

Unter unser Bild würde aus dieser Jagerpoesie ein Vers der „Parforcejagd“ gehören:

Wo laßt Balali schallen, Alle Jäger, so zurüde,
 recht in heller Bergensfreud, kommen her im Augenbilde,
 weil das Hirschein ist gefallen, und vergnügt überans,
 und geworden eine Beut'! weil es gehet nun zum Schmans.

So wechseln geschmacklose Einmischungen antiker Götter und Götinnen mit hausbackenen Trivialitäten in den meisten dieser Lieder, doch finden sich auch einige, in denen man an den „ewig frisch sprudelnden Quell der Volksdichtung“ erinnert wird.

Bis auf den heutigen Tag singen die Dichter von „der Jagden munterer Luft“, und werden es thun, so lange es Wald und Wild zum Jagen gibt. Die anmuthigste Blüte aller Jagdpoesie ist aber, unserem Gefühl nach, das reizende Lied Uhlands:

Kein besser Lust in dieser Zeit, D' sag' mein Lieb im Wipfelgrün,
 als durch den Wald zu dringen, thät wie 'ne Droffel schlagen!
 wo Droffel singt und Habicht schreit, o sprang' es wie ein Reh dahin,
 wo Hirsch' und Rehe springen, daß ich es könnte jagen.

Briefstellen.

Auf mehrere Anfragen theilen wir mit, daß für die Errichtung des Denkmals zu Ehren Walthers von der Vogelweide in Rosen bereits 11,000 Gulden eingekommen sind, darunter Spenden aus Dorra und Riga. Es fehlen aber noch 9000 Gulden, um etwas Würdigeres zu schaffen. Haben dafür nicht einigen Herr Professor Hingerte in Jena's Fund? — Herrn Oskar W., Postlempel, Bischofs-Profeßor in Jena's Fund. — Ihre Vorläufe zu hören, wenn wir uns auch die Ausführung keineswegs leicht vorstellen. — „Postal Card“ aus Middleton, Connecticut. Am Ihnen antworten zu können, müßen wir zuerst um Mittheilung Ihres Namens bitten. Den Kassaß über das Telephon mögen Sie immerhin in das Englische überlehen.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. II. Abtheilung. VI. — Geschichtsandachtungen und Gelpenter- glaube. Von G. Hallberg. — Die westlichen Karolinen und die Insel Yap. Von Dr. Koeniger. — Am Familientische: Die beiden Brautpaare. Mit Porträtsgruppe. — Jagdpoesie. Zu dem Bilde von W. Simmler.

Unsere Wahlkarte.

Erläuternde Bemerkungen von E. Haffe.

Die sechsen beendeten Reichstagswahlen erhielten ihr Gepräge durch die größere allgemeine Wahlbeteiligung, durch die zahlreicheren Stichwahlen (1874: 47, 1877: 70), durch das Anwachsen der sozialdemokratischen und das Zurückgehen der fortschrittlichen Partei, sowie durch eigenständige Parteiverbindungen bei den Stichwahlen. Da diese Ergebnisse einestheils selbst die Hoffnungen sozialdemokratischer Parteiführer übertrafen, andernteils in zu großem Mißverhältnis zu der zuversichtlichen Haltung der fortschrittlichen Presse standen und es sich zeigte, daß der größere Theil des deutschen Volkes mit der letzteren nicht übereinstimmte in der Beurtheilung der Haltung, welche die Mehrheit des vorhergehenden Reichstages den Zustimmungen gegenüber eingenommen hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß die Wogen der politischen Erregung im deutschen Reiche so hoch gingen, wie wohl seit dessen Wiederaufrichtung noch nie.

In dieser erklärlichen Erregung hat man vielfach übersehen, daß der durch diese Wahlen zusammengesetzte Reichstag in seiner Parteigruppierung wenig von dem vorhergehenden abweichen wird. Allerdings haben die Sozialdemokraten, welche 1871 nur 2 und 1874 9 Vertreter in den Reichstag schickten, diesmal im ersten Anlauf 10 Sitze erobert, und in 20 Stichwahlen diesen 3 hinzugesetzt, so daß sie im Reichstage über 13 Sitze verfügen, wenn sie auch ebenso wenig von diesem Gebrauch machen dürfen, wie von den 9 Sitzen in der vorigen Legislaturperiode. Aber die übrigen vereinigenden Elemente des Reichstages haben keinen Zuwachs erhalten.

Der Verlust der Fortschrittspartei, welcher keine größere Bedeutung in dem Gebietserlust in der Reichshauptstadt hat, als in dem Zerabgang von 50 auf 45 Abgeordnete, wobei die Fraktion Löwe vorläufig noch dieser Partei beibehalten wurde, ist ebenso wie der Verlust der nationalliberalen Partei im wesentlichen der konservativen Partei zu Gute gekommen, welche sich dadurch von ihren Verlusten (1871: 57; 1874: 22) in etwas erholt hat (1877: 45); die positiven Elemente sind also durch diese Verchiebung gekräftigt worden. Die maßgebende nationalliberale Partei des Reichstages, welche selbst in ihrem Bestande wenig verändert aus den Wahlen hervorging (1874: 155; 1877: 135), hat dadurch an Unterstützung das wiedergewonnen, was ihr nicht erst durch die Wahlen, sondern bereits am Schlusse der vorigen Gesetzgebungsperiode an der Fortschrittspartei verloren ging. Denn seit den jetzt beendeten Stichwahlen kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Beziehungen zwischen fortschrittlicher und nationalliberaler Partei dauernd gelöst, die zwischen konservativer und nationalliberaler Partei fester geknüpft worden sind.

Die drei großen Parteien des Reichstages, als welche in Zukunft nur noch die konservative, einschließlich der Reichspartei, die nationalliberale und das Centrum gelten können, haben aber nicht bloß ihre Stärke beibehalten, sie haben auch, trotz der Festigkeit des Wahlkampfes, welcher diesmal die Wahlberechtigten in noch nie gekanntem Zahl an die Wahlurnen geführt hat, im wesentlichen ihr bisheriges Gebiet beibehalten. Das nähere hierüber weist die Tabelle aus, in welcher die in der Diagonale stehenden durch den Druck hervorgehobenen Zahlen diejenigen Wahlkreise bezeichnen, welche 1877 Kandidaten derselben Parteistellung gewählt haben, wie bei der Wahl von 1874.

Bezeichnend ist es, daß die Sozialdemokraten an die Nationalliberalen 3 Sitze und zwar für die Industriebezirke Elberfeld-Barmen, Freiberg in Sachsen und Wittweida in Sachsen und an die Konservativen einen Sitz verloren, dagegen dem Fortschritt 5 Mandate, wovon 3 in den Residenzen Berlin und Dresden, und den Nationalliberalen 3 Mandate entzogen haben.

Von 1871 zu 1874 waren 255 Wahlkreise ihrer politischen Partei treu geblieben, 127 aber, d. i. 33%, hatten die Parteistellung geändert; 1877 hatten von 297 Wahlkreisen 89, also 22%, einen Abgeordneten anderer Parteistellung als 1874 gewählt. Demnach ist die Beharrlichkeit in dem letztverflossenen Zeitraum größer gewesen, als im vorhergehenden.

Die vorliegende Karte (von H. Andree herrührend) hat deshalb nicht bloß eine Bedeutung für diejenigen Wahlen, deren Ergebnisse sie zur Darstellung bringt, sie ist in gewissem Grade auch bedeutungsvoll für die geographische Verbreitung der politischen Anschauungen in Deutschland überhaupt.

Die Ergebnisse der Reichstagswahlen sind zwar ebenso wenig ein ausschließlicher und untrüglicher Maßstab für die politische Gesinnung einer Bevölkerung, wie die Wahlbeteiligung für die politische Bindung. Denn einestheils enthält sich eine große Zahl von Wählern nur in der Gewissheit des Sieges oder in der Ausichtslosigkeit des Sieges oder aus persönlicher Abneigung gegen den Kandidaten oder auch aus Unlust über die häufige Wiederholung öffentlicher Wahlhandlungen der Abstimmung. Andernteils ist das Wahlergebniß keineswegs immer der wirkliche Ausdruck der politischen Gesinnung der Wähler, da viele Wähler bei der Ausichtslosigkeit der Durchbringung eines Vertreters der eigenen politischen Anschauung demjenigen Kandidaten ihre Stimme zu geben pflegen, welcher ihrer politischen Anschauung am wenigsten fern steht.

Viel bezeichnender sind die Stimmenzahlen in denjenigen Wahlkreisen, in denen bei reger Wahlbeteiligung alle gegenwärtig vorhandenen politischen Parteien Kandidaten aufgestellt haben.

Da dies aber fast niemals der Fall zu sein pflegt, gibt unter den vorhandenen Hilfsmitteln der Beurtheilung das Wahlergebniß immerhin das deutlichste Bild von der politischen Gesinnung eines Wahlkreises.

Wenn wir mit diesem Vorbehalt unsere Karte betrachten, so fällt ohne weiteres der geographische Zusammenhang der Wahlergebnisse auf. Die im Reichstage am stärksten vertretene Partei finden wir vorwiegend, und es ist dies wohl kaum ein Zufall, im Herzen Deutschlands und hier wieder besonders in den neupreussischen Provinzen, so wie am ganzen oberen Rhein, bis dahin, wo er in die von Alters her diesen Namen führende Pfalzengasse des Reiches gezwängt wird. Dabei sind die isolirten Wahlkreise der nationalliberalen Partei am weitesten durch das ganze deutsche Reich verbreitet, selbst in vorwiegend katholischen Gegenden Unterfrankens und Badens.

Die konservativen und freikonservativen Wahlkreise sind namentlich in den altpreußischen Provinzen im Osten des Reiches vertreten, zugleich in denjenigen Gegenden, welche vorwiegend der Landwirtschaft angehören.

Diejenige Partei, welche sich das Centrum nennt, ist ebenso den Grenzgebieten des Reiches zugehörig, wie dies selbstverständlich bei den Protestparteien aller Art (Polen, Dänen, Elsaß-Lothringer) der Fall ist.

Die Sozialdemokraten sind dort nirgends vertreten, wo andere Parteien es ihnen eriparen, dem Widerspruch gegen das Reich Ausdruck zu geben; ihr Vorkommen ist an keine natürliche geographische oder historische Vorbedingung geknüpft, sondern lediglich durch die Standorte der Großindustrie bedingt.

Die geographische Lage der Protestparteien ist eine geschichtlich bedingte. Wo hannoverische Partikularisten, wo Polen, Dänen, wo Elsaß-Lothringer zu finden sein werden, ergibt sich von selbst.

Vergleicht man jedoch unsere Wahlkarte mit einer Völkertarte des deutschen Reichs, so findet sich, daß sowohl bei den Polen als den Elsaß-Lothringern die Wahlkreise zwar in einer gemischten Bevölkerung liegen, daß aber die politischen Kreise mit den ethnographischen Bezirken sich keineswegs decken.

Es kommt dies daher, daß die Stammeszugehörigkeit nicht der ausschließliche Beweggrund für das politische Glaubensbekenntniß ist. Vielmehr tritt noch das Religionsbekenntniß als mit bestimmend hinzu. Je nachdem nun, zumal bei den Polen, die nichtdeutsche Abstammung mehr in den Vordergrund tritt, oder das römisch-katholische Glaubensbekenntniß, danach sind die Wahlen merklich (Oberösterreich und Ermland) oder protestantisch (Polen) ausgefallen, während wo, wie bei den Wählern, die nichtdeutsche Abstammung mit protestantischem Glaubensbekenntniß zusammenfällt, die Wahlen liberale Ergebnisse fassen.

Diese Beobachtung veranlaßt uns bereits, auch eine Konfessionskarte des deutschen Reichs (z. B. die von Richard Andree in der letzten erschienenen Lieferung des physikalisch-statistischen Atlas des deutschen Reichs von Andree und Pechel) in Vergleich zu ziehen.

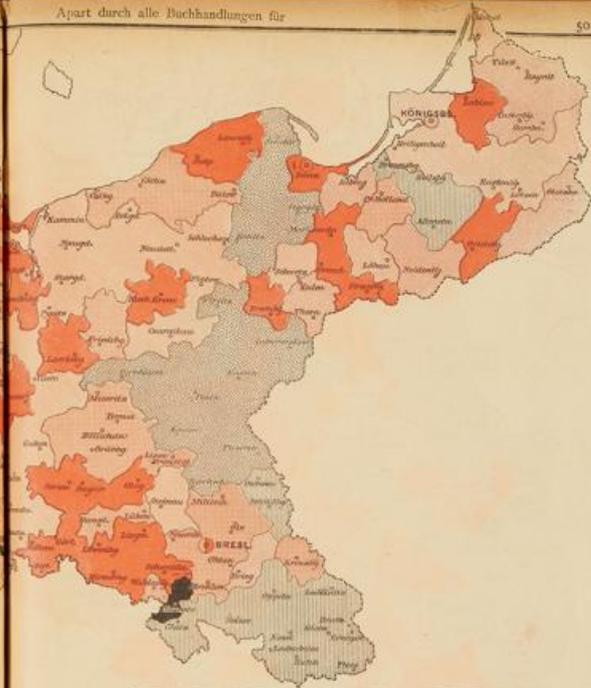
Da fällt nun die außerordentlich scharfe Uebereinstimmung der ultramontanen Wahlkreise mit den Gebieten der Hauptdichtigkeit der römisch-katholischen Bevölkerung auf. Diese Uebereinstimmung beschränkt sich nicht bloß auf die geschlossenen Gebiete mit vorwiegend katholischer Bevölkerung in Ober- und Niederbayern, in Lothringen, Rheinland und Westfalen, sowie in Oberschlesien, sondern sie erstreckt sich auch auf Enclaven in rein protestantischen Umgebungen, wie z. B. das katholische Eichsfeld (Heiligenstadt, Worbis), das Ermland und das sächsische Odenburg.

Umgekehrt schwindet das Stammen, in der Umgebung ultramontaner Wahlkreise liberale Kreise zu finden, wenn es sich ergibt, daß diese Kreise nicht ausschließlich katholische Bevölkerung haben. Eine Ausnahme von dieser Regel schien es bilden zu sollen, als in dem protestantischen Danzig ein Ultramontaner es zur Stichwahl brachte, aber dann doch dem Liberalen unterlag.

Man kann die Vergleichung der Wahlergebnisse mit der Sprachen- und Bekenntniskarte noch weiter fortsetzen und wird hierbei zu am so interessanteren Resultaten gelangen, je mehr man auch die unterliegenden Minoritäten von einigem Belang in Betracht zieht und die jüngsten Wahlen mit den früheren Reichstagswahlen vergleicht. Im allgemeinen läßt sich da ein räumliches Zurückgehen der Stimmenabgabe für die Protestparteien, einschließlich des Centrums nachweisen. Diese Parteien sind eben so streng an geographische Voraussetzungen gebunden, daß sie in neuen Gebieten keinen Boden finden, und das Zurückgehen im eigenen Standorte erklärt sich leicht, hier durch die Fortschritte der deutschen Sprache in den Grenzländern, dort durch die verminderte Festigkeit des Kulturkampfes. Eine Ausnahme macht selbstverständlich die an keine andern Voraussetzungen, als an den überall möglichen und in Industriegebieten bereits am stärksten ausgeprägten Massencharakter gebundene sozialdemokratische Partei. Die reichsfeindlichen Parteien haben, soweit sich übersehen läßt, nirgends an Stimmenzahl verloren, in vielen neuen Gebieten dagegen Feld gewonnen.

In einem endgiltigen Urtheil über diese fast noch wichtigere Frage, als die Frage nach den oft vom Zufall beeinflussten eigentlichen Wahlergebnissen, kann man aber erst dann kommen, wenn das statistische Bureau des deutschen Reichs die Wahlkarten von 1877 in derselben vielseitigen Weise bearbeitet haben wird, wie dies mit den Wahlkarten von 1871 und 1874 (vgl. Statistik des deutschen Reichs, Band VIII, Heft II und Band XIV, Heft III, Abtheilung 2) geschehen ist.

Dagegen gibt uns die Betrachtung unserer Karte und die sich hierbei von selbst ergebende Beobachtung, daß die Ergebnisse der allgemeinen direkten Wahlen zum deutschen Reichstage bisher an gewisse geographische Bedingungen geknüpft waren und in den kartographischen Bilde sich eine gewisse Regelmäßigkeit oder, wenn man will, Vergleichmäßigkeit finden läßt, ein Recht zu behaupten, daß diese geographischen Faktoren auch in Zukunft werden geltend bleiben.



KARTE
DER WAHLEN ZUM DEUTSCHEN REICHSTAG
am 10. Januar 1877
nebst den nachfolgenden Stichwahlen.

- | | | | |
|--|---|--|--------------------------------------|
| | Konservative. | | Elbiger Autonomisten. |
| | Frei-Konservative. | | Hannoversche Partikularisten. |
| | Nationalliberalen und Liberalen. | | Polen, Dänen, Elbiger Protestpartei. |
| | Fortschritt, Gruppe Löwe, Südd. Demokr. | | Ultramontane und Christl. Sozialist. |
| | Socialdemokraten. | | |

Die jüngsten Reichstagswahlen haben mehr als je den Blick in die Zukunft gelenkt. Sie haben die Furcht vor einer unser Staatsleben gefährdenden Verhärtung der Sozialdemokratie laut werden und bereits nach einem Heilmittel hierfür suchen lassen. Alle ängstlichen Gemüther kennen jetzt nur die eine Lösung: „Beseitigung des allgemeinen direkten Wahlrechts ohne Census.“

Da muß nun zunächst daran erinnert werden, daß wir in unseren Wahlen zum deutschen Reichstag die letzten Konsequenzen eines allgemeinen direkten Wahlrechts ohne Census überhaupt noch nicht gezogen haben. Diese Konsequenzen sind aber:

- 1) Wahlberechtigung aller Mündigen, also nicht erst der 25jährigen, sondern schon der 21jährigen Männer.
- 2) Wahlberechtigung aller mündigen unverheirateten Frauen.
- 3) Vertretung der verheirateten Frauen und der unmündigen Kinder durch die Familienhäupter (so daß ein Ehemann mit Frau und 6 Kindern 8 Stimmen besäße).
- 4) Aufhebung der Wahlkreise und Listenabstimmung für das ganze Reich (so daß nach dem gegenwärtigen Stand jeder Wähler ein Verzeichnis der ihm gebührenden 397 Abgeordneten übergeben würde).

Diese Voten wahrscheinlich utopisch erscheinenden Schlussfolgerungen aus der Forderung „allgemeiner direkter Wahlen“ zum Zweck der Ermittlung des „wahren Volkswillens“ sind aber nicht bloß von einem bedeutenden jüngst verstorbenen Staatsrechtler als logisch richtig anerkannt, ihre praktische Anwendung ist auch bereits mehrfach von der radikal-demokratischen Partei in Frankreich angestrebt worden.

Das bestehende Wahlgesetz zum deutschen Reichstag ist also keineswegs so radikal demokratisch, als es ansgegeben wird. Es ist nicht einmal so radikal als das Wahlgesetz vieler Gemeinden, welches die vierte jener Forderungen ohne weiteres zugibt.

Warum fordert aber die Sozialdemokratie nicht schon heute wenigstens diese Listenabstimmung ohne Wahlkreise? Weil dieser Wahlmodus den Sieg einer einzigen Partei mit Ausschluß aller übrigen herbeiführt. Es würde dann A. B. im Jahre 1874 die nationalliberale Partei, welche die größte Stimmenzahl hatte (30,2% aller Stimmen, Centrum 30,0%), ausschließlich im Reichstag vertreten gewesen sein. Und die Sozialdemokratie ist darüber nicht im Zweifel, daß sie, wenn es sich um ein reines Entweder-Oder handelt, stets größere Allianzen gegen sich, als für sich haben wird.

Daher kommt es auch, daß nicht bloß die ruhigen Staatsmänner, welche die häufigen durch das Sichauflösen ausschließlich herrschender Parteien notwendig bedingten Revolutionen vermeiden und deshalb alle Parteien, auch die Sozialdemokraten, im Reichstag dulden wollen, sondern daß auch die Sozialdemokraten selbst die äußersten Konsequenzen des allgemeinen direkten Wahlrechts schon jetzt zu ziehen sich scheuen.

Doch möchten sie — und darauf kommt es uns hier an — jene vierte Forderung in der Weise zur Wahrheit machen, daß die Zahl der Abgeordneten der Parteien nach der Zahl der im ganzen deutschen Reich für die betreffende Partei abgegebenen Stimmen bemessen würde.

Dieser Modus würde nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge, und 1877 noch mehr als früher, ihnen ausschließlich zu gute kommen. Im Jahre 1874 wurden die 9 sozialdemokratischen Abgeordneten mit nur 80,893 oder 23,8% von sämtlichen 339,738 abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen gewählt. Mithin blieben 76,2% ihrer Stimmen wirkungslos, während dies bei dem Centrum nur bei 23,1, bei den Nationalliberalen bei 22,9, bei den Fortschrittlern bei 21,3 und bei der Protektpartei bei 2,6% der Fall war.

Wenn in der nachfolgenden Tabelle die Zahlen unter A den Prozentsatz bedeuten, nach welchem die Parteien an den Ergebnissen der Wahlen von 1874 beteiligt waren, die unter B dagegen den Prozentsatz der für die Parteien abgegebenen Stimmen, so ergibt sich, in welcher Weise der von den Sozialdemokraten gewünschte Modus die Zusammensetzung des Reichstags beeinflussen würde:

	A.	B.
Konservative	5,5 %	7,2 %
Deutsche Reichspartei	8,3	6,5
Liberaler Reichspartei	0,8	1,1
Nationalliberale	39,1	30,9
Fortschrittler	12,3	9,2
Volkspartei	0,3	0,5
Sozialdemokraten	2,3	6,5
Centrum	25,4	30,0
Partikularisten	1,0	2,4
Polen	3,5	3,8
Protektpartei	1,5	1,5
	100,0 %	100,0 %

Die Konservativen, Ultramontanen und Partikularisten würden sich verhalten, die Sozialdemokraten verdreifachen, alle auf Kosten der übrigen Parteien.

Die Wahlen von 1877, welche den Sozialdemokraten nur 3% aller Sitze einräumten, würden für dieselben unter diesen Voraussetzungen verhältnismäßig noch größere Vortheile gewährt haben.

Wir haben dies alles nur ausgeführt, um zu beweisen, wie gefährlich es gerade für die reichsfreundlichen Parteien sein würde, an den gegenwärtigen Grundlagen des Wahlrechts zum deutschen Reich-

tag zu rütteln. Kommen diese einmal ins Wanken, so würde die Reaktion auf der einen die Aktion auf der anderen Seite wachrufen, und es läßt sich nicht voraussagen, ob diejenigen Bestrebungen, welche die Konsequenzen des allgemeinen Wahlrechts beschränken, oder diejenigen, welche sie in der angegebenen Weise bis zum äußersten ziehen wollen, wenn auch nur vorübergehend, die Oberhand gewinnen.

Auch öffentliche Rechte können zu wohlverordneten werden. Man wird dieselben daher achten müssen. Wenn aber die bisherigen mit den Rechten korrespondierenden Pflichten nicht genügen, dann könnte man dem allgemeinen Wahlrecht auch die allgemeine Wahlpflicht entgegen setzen.

Die beste Garantie gegen Einseitigkeiten des allgemeinen Wahlrechts scheint uns aber — und dies beweist unsere Karte — in dem Fortbestehen des geographischen Einflusses auf die Wahlergebnisse zu liegen. Nur diejenigen politischen Anschauungen werden auf die Dauer bestimmend für ein Staatswesen sein, welche von allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft getheilt werden können. In dieser Lage sind alle jetzt bestehenden politischen Parteien im deutschen Reichstag, mit alleiniger Ausnahme der sozialdemokratischen. Für Polentum oder Dänentum, für ultramontane, konservative oder liberale Anschauungen können sich alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft erwidern. Die sozialdemokratische Forderung ist nur ein Evangelium für das Proletariat.

Darum, daß das Bürgerthum in unverantwortlicher Weise hier oder dort jenem die politische Führung überläßt oder in verblendeter selbstmörderischer Weise manchmal seinem Mißmuth durch Vertheilung an der Wahl eines sozialdemokratischen Mannes, darf man noch keinen Schluss auf die sozialdemokratische Verjüngung gewisser Wahlkreise ziehen. Wenn man die Sozialdemokratie von dem geordneten staatlichen Leben zurückdrängen wollte, würde man nur ein auf der Oberfläche erkennbares Symptom beseitigen, die Krankheit selbst aber, den Klassenhaß, nur um so tiefer in den Körper bannen.

Es handelt sich nur darum, dafür zu sorgen, daß die Wirkungen dieser Krankheit lokalisiert bleiben. Und dies thut in bester Weise die Eintheilung des Reichs in Wahlkreise. So lange diese dem Ganzen gegenüber individualen Einheiten bestehen bleiben, werden sich dieselben auch individuell äußern, und in der hierdurch erzielten Mannigfaltigkeit ist die beste Gewähr gegen den Terrorismus einseitiger Parteianschauungen gegeben.*

	Konservative.	Freieconservat.	Deutsche Reichspartei.	Liberaler Reichspartei.	Nationalliberaler.	Fortschrittler u. Volkspartei.	Sozialdemokr.	Centrum.	Partikularisten.	Polen.	Dänen.	Christl. Fortschritt.	Christl. Fortschritt. Autonomist.	Ergebnis 1874.
Konservative.	13	2	3	2	2									22
Freieconservat.					1									1
Deutsche Reichspartei.	3	2	25	1	1	3								35
Liberaler Reichspartei.	11	3	5	120	8	3	1			1				155
Nationalliberaler.	4			6	34	5	1							50
Fortschrittler u. Volkspartei.	1			3		5								9
Sozialdemokr.							51							2 4 101
Centrum.								4						4
Partikularisten.									12					14
Polen.	1													1
Dänen.											1			1
Christl. Fortschritt. Autonomist.												3	2	5
Ergebnis 1877	38	7	33	135	45	13	97	4	13	1	5	6	397	
Veränderung gegen 1874	+16	+6	-2	-20	-5	+4	-4	0	-1	0	0	0	+6	

*) Die oft schwankende Parteizugehörigkeit einzelner Abgeordneter konnte nicht immer in der mit beschränkter technischer Mittel hergestellten Karte zum Ausdruck gelangen, die in aller Eile nach den ersten einlaufenden Nachrichten entworfen wurde. Daher mag in einzelnen Wahlkreisen die angewandte Farbe oder Signatur nicht immer die Parteizugehörigkeit des Gewählten deuten; doch ist das Bild im Ganzen ein richtiges. „Wilde“ wurden nahestehenden Parteien, der eine christlich-soziale Abgeordnete den Ultramontanen, die Deutschkonservativen den Ultramontanen, die einfach als liberal bezeichneten und der bairische Fortschrittler den Nationalliberalen zugerechnet. Ein sächsischer Abgeordneter kandidirte in einem Kreis als Konservativer, in einem anderen als Fortschrittlermann — seine Parteizugehörigkeit durch eine Farbe richtig darzustellen, ist daher ein Ding der Unmöglichkeit.

